

# WEST-BERLIN

Eine Untersuchung der Erinnerungsdiskurse



(Quellenangabe: Euronews.com)

IDA ISABELLA MIKKELSEN

MATRIKELNUMMER: 20153379

MASTERARBEIT

JANUAR 2021

BETREUER: MADS CHRISTIANSEN

UNIVERSITÄT AALBORG

## Resumé

Efter Berlinmurens fald og dermed Tysklands genforening har et betydeligt fokus været placeret på østtyskerne og deres integration i det vesttyske samfund. De seneste årtier har været præget af en nostalgisk strømning blandt de tidligere DDR-borgere, som har udtrykt en længsel efter aspekter fra deres østtyske kultur. Mens denne nostalgiske længsel har udgjort et stort forskningsfelt, har vestberlinerne, der ligeledes har skullet integreres i Vesttyskland grundet deres geografiske placering som enklave, indtaget en perifer position i den eksisterende forskning. Dette vækker en undren, hvorfor foreliggende kandidatspeciale undersøger erindringsdiskurserne om Vestberlin, som de fremstilles i antologien *Unser West-Berlin. Lesebuch von der Insel* (2019).

Specialets teoretiske og metodiske grundlag bygger på en syntese mellem erindringsteori og diskursanalyse, hvor den tyske litteratur- og kulturforsker, Aleida Assmann, fortolkning af de tre hukommelsesbegreber *kommunikativ*, *kollektiv* og *kulturel hukommelse* danner det egentlige fundament for det teoretiske afsnit. Specialets primære analytiske værktøj udgøres af Norman Faircloughs tredimensionelle model, som vægter samspillet mellem diskurs og det sociale aspekt højt. Grundet sit primære fokus på den sociale dimension suppleres Fairclough med begreber fra de politiske filosoffer, Ernesto Laclau og Chantal Mouffe, som bidrager til en tekstnær analyse af fremstillingen af erindringsdiskurserne om Vestberlin. Denne kombination af teorier og begreber muliggør en undersøgelse og fastsættelse af de i antologien forekommende diskurser.

Undersøgelsen viser, at der foreligger to med hinanden kolliderende diskurser. Vestberlinerne erindringer om Vestberlin er dog overvejende positive og synes at kæmpe mod en generel diskurs om, at deres nostalgiske længsel efter det tidligere Vestberlin er mindre berettiget end østtyskernes trods samme psykologiske virkning. På baggrund af specialet kan det ligeledes konkluderes, at samlingen af individuelle erindringer om Vestberlin i form af antologien udgør en fælles hukommelse, som bidrager til en distancering fra Vesttyskland samt en styrkelse af den vestberlinske identitet. Den videre forskning bør dels rette opmærksomheden mod en empirisk undersøgelse af diskursernes reproducerende eller transformerende effekt samt dels undersøge, hvorfor *Ostalgie* virker mere berettiget end *Westalgie*.

## Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung .....	3
2. Abgrenzung .....	4
3. Aufbau der Arbeit.....	6
4. Begriffsklärung.....	7
5. Theorie .....	11
5.1. Forschungsbericht.....	11
5.2. Erinnerungskultur .....	12
5.3. Erinnerung, Gedächtnis und Geschichte .....	13
5.4. Die drei Formen von Gedächtnis .....	15
5.4.1. Das kommunikative Gedächtnis .....	16
5.4.2. Das kollektive Gedächtnis .....	18
5.4.3. Das kulturelle Gedächtnis .....	20
5.5. Erinnerungsorte .....	21
6. Methode.....	23
6.1. Der Begriff <i>Diskurs</i> .....	24
6.2. Faircloughs dreidimensionales Modell.....	25
6.3. Der Text.....	27
6.4. Die diskursive Praxis .....	28
6.5. Diskurs als soziale Praxis .....	29
6.6. Die Diskurstheorie von Laclau und Mouffe .....	30
7. Analytische Anwendung der Erinnerungstheorie und der diskursanalytischen Methode....	33
8. Analyse.....	34
8.1. Kindheit .....	35
8.2. Studieren, rebellieren, protestieren .....	44
8.3. Inseldasein .....	54

8.4. Zusammenfassung der Erinnerungsdiskurse .....	60
8.5. Die diskursive Praxis .....	60
8.6. Die soziale Praxis .....	62
9. Diskussion .....	63
10. Schlussfolgerung .....	66
11. Literaturverzeichnis.....	68
11.1. Primärliteratur.....	68
11.2. Sekundärliteratur .....	68

## 1. Einleitung

”Jetzt wächst zusammen, was zusammengehört“ (Willy Brandt) sind die berühmten Worte, an die sich viele Berliner erinnern, die jedoch nie gesagt worden sind (Müller 2014). Der Fall der Mauer am 9. November 1989 war ein Abend der Freude. Ein Abend voller Jubel, Pfiffe, Lächeln und Freudentränen, aber als die Euphorie abgeklungen war, führte die kulturelle Begegnung zwischen Ost und West zu einem Gefühl der Verfremdung und zum Abschied von dem Vertrauten vieler Deutscher.

Die ehemaligen Ostdeutschen waren mit der Wiedervereinigung grundlegenden sozialen und psychologischen Veränderungen unterworfen, während ihr Gegenstück im Westen am Anfang nicht von einer tief persönlichen Involvierung geprägt war. Die deutsche Wiedervereinigung wurde nämlich bloß als Erweiterung der Bundesrepublik betrachtet und sobald der Westen seine Demokratie, Währung, Freiheit und seinen Kapitalismus an den Osten übergeben hatte, würde alles zu einer Einheit verschmelzen. Es wurde jedoch schnell klar, dass der Transformationsprozess stark unterschätzt wurde. Der Massenzuwachs und die Aufnahme von DDR-Bürgern in die BRD veränderten die dominierende Gesellschaft und das Leben der meisten Deutschen befand sich in einem Zustand ständigen Wandels (Ludewig 2011: 327f). ”Not only had Germany increased in size and population, it also had adjust to a new image and to new expectations placed on it from both inside and out” (ibid.: 328). Langsamer und weniger offensichtlich als die Veränderungen, die die Ostdeutschen erlebten, beeinflusste die Wiedervereinigung auch die Westdeutschen, die ebenfalls einem Transformationsdruck ausgesetzt waren (ibid.). Das Ende der deutschen Teilung führte somit auch zu einem Gefühl der Veränderung bei den Westdeutschen, die nicht nur neue Bürger integrieren, sondern infolgedessen auch eine Reihe von Änderungen in der Gesellschaft unternehmen mussten.

Insbesondere West-Berlin, das aufgrund seiner Enklavenlage inmitten der DDR eigentlich eine Art drittes Deutschland war, war von den Nachwirkungen des Mauerfalls betroffen. West-Berlin unterschied sich in vielen Punkten von Westdeutschland, z.B. prangte kein Bundesadler auf den Personalausweisen der West-Berliner und sie durften auch nicht an den Bundestagswahlen teilnehmen. Trotzdem wurde West-Berlin nicht als ein drittes Deutschland anerkannt und seine Identität wurde mit der BRD in Verbindung gebracht. Dies ist einer der Gründe, warum West-Berlin trotz seiner Einzigartigkeit im deutschen Gedächtnis schwer zu bewahren ist. Die Berliner Mauer ist heute länger weg, als sie stand, aber es scheint immer noch, dass ihr

Fall hauptsächlich aus östlicher Sicht beschrieben wird und sich daher auf die große Befreiung der Menschen in der DDR konzentriert (Rott 2009: 7f).

Seit Januar 1991 mit der ersten Sitzung des Gesamtberliner Abgeordnetenhauses gehört West-Berlin mit seiner Vielfalt und einzigartigen Kultur der Vergangenheit an (ibid.: 7). Einiges deutet jedoch darauf hin, dass West-Berlin in den Erinnerungen weiterlebt, denn trotz der dominierenden ostdeutschen Perspektive sind in den letzten Jahren mehrere Bücher<sup>1</sup> über die Erinnerungen der West-Berliner an ihre ehemalige Heimat veröffentlicht worden. Dieser mit den Büchern verstärkte Fokus auf die Sichtweise der Westdeutschen und in diesem Fall der West-Berliner auf die Wiedervereinigung hat langsam zur Einführung des Begriffs *Westalgie*<sup>2</sup> geführt. Da sich nur wenige Wissenschaftler mit dem Begriff beschäftigt haben, ist das Gebiet noch nicht besonders tiefgehend erforscht, weshalb es interessant ist, den Begriff und damit die Erinnerungen an West-Berlin genauer zu untersuchen.

**Das Ziel dieser Masterarbeit ist eine Untersuchung der Erinnerungsdiskurse über West-Berlin. Am Beispiel der Anthologie *Unser West-Berlin. Lesebuch von der Insel* (2019).**

## 2. Abgrenzung

Die Wiedervereinigung Deutschlands und ihre Folgen haben für Historiker, Literaten und Journalisten ein großes Forschungsfeld dargestellt und die Faszination für diesen besonderen Wendepunkt der deutschen Geschichte scheint nicht abzunehmen. Neue Forschung sowie der andauernde Fokus auf die Periode stärken die Erinnerung an die Wiedervereinigung zwischen Ost- und Westdeutschland, aber da die Forschung von westdeutschen Erinnerungen relativ abwesend ist und *Westalgie* daher eine im Vergleich zu *Ostalgie* peripherere Position belegt, scheint es wesentlich, die bereits vorhandene Forschung mit neuen Perspektiven zu beleuchten. *Westalgie* an sich ist zwar weniger umfangreich als *Ostalgie*, was die Literaturrecherche betrifft, aber nach einiger Orientierung wird deutlich, dass West-Berlin wegen seiner Lage als Enklave inmitten der rotbesetzten Gebiete mental vom Rest der Bundesrepublik unterscheidet und diese Entdeckung ist die Grundlage für die geografische Abgrenzung dieser Masterarbeit.

---

<sup>1</sup> U.a. Bosetzky, Horst. *West-Berlin. Erinnerungen eines Inselkindes* (2006). Dücker, Tanja. *Mein altes West-Berlin* (2016). Kimmel, Elke. *West-Berlin. Biografie einer Halbstadt* (2018). Sterblich, Ulrike. *Die halbe Stadt, die es nicht mehr gibt* (2012).

<sup>2</sup> Definition folgt.

Der besondere Status West-Berlins zeigte sich u.a. darin, dass die West-Berliner keinen bundesdeutschen Personalausweis besaßen und anders als in der Bundesrepublik gab es keine Wehrpflicht, was viele Wehrdienstverweigerer auf die Insel zog (Sabrow 2014: 3f). Die West-Berliner Identität distanziert sich daher nicht nur vom DDR-Staat, sondern ist auch mit einer Distanzierung von der BRD verbunden. Obwohl der Fokus dieser Masterarbeit ausschließlich auf West-Berlin und seiner Identität liegt, wie der Titel der Empirie verdeutlicht, ist es möglich, dass Informationen aus der restlichen BRD miteinbezogen werden, dies jedoch nur, um Pointen zu unterstreichen.

Um die bestmögliche Antwort auf die Problemformulierung zu gewährleisten, hat die Masterarbeit eine zeitliche Abgrenzung. Es wird angenommen, dass sich der Mensch besonders stark an die Kindheit, Jugend und die frühen Erwachsenenjahre erinnert, da er sich gerade in dieser Periode am meisten entwickelt. Aus diesem Grund liegt der Schwerpunkt primär auf der Zeit ab den 1960er Jahren, als die AutorInnen der Texte diese Lebensphase durchliefen. Die empirische Grundlage dieser Masterarbeit ist eine Erinnerungsanthologie, da sie die Fähigkeit besitzt, Geschichte und Kultur zu konservieren, weiterzugeben und damit ein erinnerungstragendes Medium darstellt. Es ist jedoch wichtig, die Wirkung der Erinnerungsliteratur hervorzuheben, die sich natürlich von der Geschichtsschreibung in dem Sinne unterscheidet, dass die Erinnerungsliteratur sowohl auf dem individuellen Gedächtnis als auch auf der literarischen Fiktion basiert, während die Geschichtsschreibung versucht, den Gebrauch von Fiktion zu minimieren:

Geschichte und Fiktion entsprechen dem einst faktischen Menschen und seiner erinnerten Silhouette. Die Darstellung der Leerstelle des Vergangenen in der Gegenwart kann mit der Beschreibung ebendieser Silhouette verglichen werden. Da die Silhouette kein wirkliches Gesicht hat, keine Physiognomie, kann ihre Mimik je nach Beobachter unterschiedliche Varianten bieten. Mit anderen Worten wird die Fiktion aus der heutigen *Unbeobachtbarkeit* [im Originaltext kursiviert] vergangener Ereignisse geboren. Derart beruht die Fiktion in diesem Genre nicht auf historischen Fakten, sondern auf gegenwärtiger Erinnerung (Youngju 2017: 47f).

Die Erinnerungsliteratur bemüht sich also nicht darum, sich mit der Vergangenheit auseinander zu setzen, sondern darum, die Gegenwart zu erklären und somit die Bedeutung der Vergangenheit wiederzuentdecken. Die Erinnerungsliteratur geht immer von der Gegenwart aus und bewegt sich dann rückwärts<sup>3</sup> und erzählt daher keine Geschichte des Werdens, sondern eine der andauernden Folgen (ibid.: 47). Nur durch das Sammeln realer Ereignisse kann der Erinnerung Glaubwürdigkeit zugeschrieben werden, denn ohne historische Beweise wird die Erinnerung bei der Gewinnung des Vertrauens des Lesers auf Schwierigkeiten stoßen.

Die Erinnerungsliteratur verwickelt die Vergangenheit in Form subjektiver Erinnerungen samt Vorstellungskraft und macht nicht nur die eigene Vergangenheit passabel, sondern auch für andere zugänglich (ibid.: 48). Die Erinnerungsanthologie versucht damit, einen gemeinsamen Bezugsrahmen für die im ehemaligen West-Berlin aufgewachsenen Menschen zu erreichen.

### 3. Aufbau der Arbeit

Bei dem Versuch, die obenstehende Problemformulierung zu beantworten, folgt zunächst eine Klärung des für diese Masterarbeit wesentlichen und dominierenden Begriffs: *Westalgie*. Durch einen Vergleich der Definitionen des Begriffs zentraler Wissenschaftler wird ein größerer Einblick in den komplexen Begriff geschaffen, der sich grob als eine Sehnsucht nach der ehemaligen BRD betrachten lässt. Anschließend folgt ein theoretischer Einblick in den Bereich der Gedächtnisforschung, wobei primär auf die kulturtheoretischen Begriffe *das kommunikative*, *das kollektive* und *das kulturelle Gedächtnis* fokussiert wird. Die Auslegung der drei Gedächtnisbegriffe durch die deutsche Literatur- und Kulturwissenschaftlerin, Aleida Assmann, bildet die eigentliche Grundlage des theoretischen Abschnitts, während die Einbeziehung von Historikern und Soziologen wie Maurice Halbwachs, Pierre Nora und Anette Warring dazu dient, die Begriffe zu nuancieren. Erinnerungen sind wichtig für das Selbstverständnis des Individuums und Teil einer Erinnerungsgemeinschaft zu sein, ist identitätsbildend, aber auch Erinnerungsorte machen einen wesentlichen Faktor für die Erinnerungen aus, weshalb auch Noras Theorie über Erinnerungsorte einbezogen ist. Es ist nämlich nicht nur das Milieu räumlicher

---

<sup>3</sup> In diesem Punkt unterscheidet sich die Erinnerungsliteratur nicht von der Geschichtsschreibung, da alle Formen der Geschichtsschreibung auch die Zeit widerspiegeln, in der sie geschaffen sind.

Nähe und regelmäßiger Interaktion, welches das Gedächtnis ausmacht, sondern Erinnerungsorte können auch ein Bezugspunkt sein, der die Vergangenheit archiviert und hervorruft. Die für die Theorie relevanten Begriffe werden mit dem Zweck behandelt, sie in der Analyse eindeutig verwenden zu können.

Die wissenschaftliche Methode dieser Arbeit ist die Diskursanalyse, die auf der Tatsache baut, dass Sprache nie arbiträr sein kann. Die kritische Diskursanalyse des britischen Linguisten, Norman Fairclough, sowie sein dreidimensionales Modell bilden mit Hilfe der beiden politischen Philosophen Ernesto Laclau und Chantal Mouffe das analytische Werkzeug der Masterarbeit. Durch diese Methodik ist es möglich, die Darstellungen der Erinnerungen der West-Berliner zu untersuchen und daher zu versuchen, die Diskurse festzustellen. Infolge des Hauptfokus auf die Erinnerungsdiskurse wird im Zusammenhang mit der Analyse eine Verkopplung von Theorie und Methode geben und deswegen handelt es sich um eine Erinnerungsdiskursanalyse.

Die Empirie besteht aus der von 21 West-Berliner AutorInnen und JournalistInnen geschriebenen Anthologie *Unser West-Berlin. Lesebuch von der Insel* (2019), die hauptsächlich aus autobiografischen Erinnerungstexten über das ehemalige West-Berlin mit besonderem Schwerpunkt auf dem Zeitraum der 1960er bis 1980er Jahre besteht. Zunächst folgt eine textnahe Analyse ausgewählter Themen, die auf der Grundlage der Gedächtnis- und diskursanalytischen Begriffe analysiert werden. Nach dieser Textanalyse folgen die zwei zusätzlichen Dimensionen des dreidimensionalen Modells Faircloughs – die diskursive und soziale Praxis mit primärem Fokus auf die diskursive Praxis. Schließlich werden die Erinnerungsdiskurse und der Begriff *Westalgie* diskutiert.

## 4. Begriffsklärung

Diese Masterarbeit untersucht anhand des anthologischen Erinnerungsbuches *Unser West-Berlin. Lesebuch von der Insel* (2019) die Erinnerungsdiskurse über West-Berlin und daher geht es in diesem Kapitel in erster Linie darum, die auf dem Gebiet der *Westalgie* schon etablierten Kenntnisse und Aufschlüsse vorzulegen. Im Streben nach dem bestmöglichen Begriffsverständnis zu gewährleisten, werden im Folgenden die Definitionen des Begriffs zentraler Wissenschaftler diskutiert, die insgesamt als eine repräsentative Auswahl gelten. Die Selektion

erfolgt auf Grund eines kleineren Auswahlverfahrens und da nur wenig Material und Forschung auf diesem Gebiet vorliegen, kann schnell ein Überblick darüber gewonnen werden, welche Literatur die zentrale Literatur darstellt und welche hauptsächlich auf der zentralen Literatur basiert. Die Forscher, die sich primär an die Worte anderer lehnen, werden hier weggelassen.

Die gleich miteinbezogenen Wissenschaftler sind unter Berücksichtigung ihrer Untersuchungsergebnisse nicht derselben Meinung, was die Definition der *Westalgie* betrifft. In groben Zügen stimmen sie jedoch überein, dass der aus den deutschen Wörtern *West* und *Nostalgie* bildende Neologismus ein nostalgisches Gefühl darstellt und zugleich eine Sehnsucht nach der unwiderruflichen BRD vor der Wende bedeutet. Inwiefern *Westalgie* aber ein direktes Pendant zu und Reaktion auf *Ostalgie* ist, sind die Wissenschaftler geteilter Meinung. *Ostalgie* neigt dazu, die Unzufriedenheit zu widerspiegeln, die die Ostdeutschen kurz nach der euphorischen Wiedervereinigung aufzubauen begannen, während *Westalgie* komplexer scheint, indem West-Berlin aufgrund seiner Enklavenlage in der DDR zu einer getrennten BRD beitrug.

Claudia Gremler akzentuiert in ihrem Aufsatz *But Somehow it Was Only Television* (2007), dass nicht nur die von vielen Historikern und Literaten ausführlich untersuchten und studierten Ostdeutschen eine Sehnsucht nach einer einfacheren Zeit haben, sondern die Westdeutschen ebenso von einem Gefühl des Verlustes sowie auch von der Sehnsucht nach der BRD vor der Wende geprägt seien. Basierend auf diesen Betrachtungen betont Gremler, dass die beiden Konzepte eng miteinander verbunden sind (Gremler 2007: 1). Der einzige Unterschied besteht nur darin, ob sich die Person nach Ost oder West sehnt.

Aus dem vier Jahre später erschienenen Artikel *Reimagining the West: West Germany, Westalgie, and the Generation of 1978* (2011) ist ersichtlich, dass Linda Shortt hinsichtlich der engen Beziehung der beiden Begriffe derselben Überzeugung ist wie Gremler, jedoch betont sie einige Unterschiede. Neben dem Fokus auf Materialismus, Lebensstil, Mode und Popkultur und damit einer eher apolitischen Tendenz scheine *Westalgie* eine Reaktion auf ein Konglomerat von Faktoren zu sein. Erstens könne Unzufriedenheit mit der Realität sowie das Auftreten wirtschaftlicher Probleme und Instabilität zu einer nostalgischen Sehnsucht nach der alten Bundesrepublik führen, die als stabile *Gegenpräsenz* wiederentdeckt werde. Zweitens sei *Westalgie* häufig mit der Entstehung von *Ostalgie* verbunden und lasse sich daher als reaktive Tendenz betrachten, indem ostalgische Filme und Texte möglicherweise eine assoziative Nostalgie nach westdeutscher Normalität ausgelöst hätten. Drittens habe das beschleunigte Lebenstempo auch

zu einem Wiederaufleben des Interesses an und der Beschäftigung mit der geschützten Bundesrepublik geführt (Shortt 2011: 158f).

Trotz dieser Unterschiede gibt es Hinweise darauf, dass die beiden Formen der Nostalgie mehr gemeinsam haben, als man unmittelbar erwarten könnte. Die Gegenwart ist durch Fragmentierung, Veränderung und Verschwinden des Vertrauten gekennzeichnet und viele Menschen haben die Fähigkeit verloren, nach vorne zu sehen. Während *Ostalgie* als retrospektive Vorstellung einer imaginierten Gesellschaft verstanden und in einen sozialistischen Rahmen utopischer Zugehörigkeit gestellt werden kann, kann *Westalgie* ebenso als Sehnsucht nach einer erinnerten Vergangenheit beschrieben werden, in der eine sichere Zukunft vorstellbar war (ibid.: 159). Ein gemeinsamer Nenner zwischen *Ost-* und *Westalgie* ist also die Sehnsucht nach einer Rückkehr in eine strukturierte und stabile Welt: "The future was not murky, as it is today. Back then we [die Ost- und Westdeutschen] thought we knew what the future would be. It would be similar to the present" (Cook 2005: 42).<sup>4</sup> Neben dem Wunsch, in eine Welt zurückzukehren, in der alles strukturiert war, ist ein weiteres gemeinsames Element der *Ost- und Westalgie* der gegenseitige Verlust eines imaginären nationalen Anderen. Die Mauer hielt die beiden Staaten politisch und geografisch getrennt und so gab jeder Staat dem anderen ein Spiegelbild, das seine unrealistische Hoffnung widerspiegelte (ibid.: 43f).

Obwohl es Ähnlichkeiten zwischen den beiden Formen der Nostalgie gibt, betont Cook ebenso wie Shortt, dass *Westalgie* im Kielwasser der *Ostalgie* segelt. Während die Ostdeutschen eine kulturelle Vergangenheit teilten, die sie in ihrem Verlustgefühl vereinen und gleichzeitig der hegemonialen Erinnerung des Vereinigten Deutschlands widerstehen könne, sehe es für die Westdeutschen anders aus. *Westalgie* löse eher eine Nostalgie für verschiedene Subkulturen aus und *Westalgie*-Promotoren müssten daher zunächst ihr Publikum davon überzeugen, dass sie tatsächlich die gleiche Erfahrung oder eine relativ ähnliche Ansicht über die ehemalige BRD hätten (ibid.: 40).

Die Einflüsse, die das Selbstbild der Westdeutschen prägen, sind Plowman zufolge vielmehr in der zunehmend globalisierten westlichen Welt zu finden als im Vergleich zum Osten: "West Germanness' [...] is refracted through the lens of a standardized and transnational popular culture" (Plowman 2004: 257). Während *Ostalgie* eine Reaktion auf die Unterschiedlichkeit vom

---

<sup>4</sup> Zit. nach Harald Martenstein: „Die Verlogenheit der rechten ‚Ostalgie‘ Kritik“ (2003) in: Cook, Roger F. (Hrsg.): *Recharting the skies above Berlin: nostalgia East and West*. 2005, S. 42.

Westen darstelle, solle *Westalgie* sich nicht als Pendant zu *Ostalgie* betrachten lassen, da dies eine völlige Missachtung der soziologischen Umstände implizieren werde.

Definitions of *Ostalgie* [im Originaltext kursiviert] are predicated on a Western „reference culture“, and, while the histories and identities of the FRG and GDR have been mutually entangled, it is hard to claim that the East has ever functioned as such for a Western-integrated and -looking Federal Republic (ibid.: 256).

Indem es kein neues wirtschaftliches und politisches System gab, an das sich die Westdeutschen gewöhnen mussten und die Veränderungen in der BRD damit nicht so fundamental waren wie in der DDR, war der Begriff *Westalgie* zunächst überflüssig. Trotzdem deutet einiges darauf hin, dass auch die Westdeutschen den Drang haben, ihrer Heimat zu erinnern. In seinem Artikel *Westalgie? Nostalgia for the „Old“ Federal Republic in Recent German Prose* (2004) schreibt Plowman *Westalgie* eine ähnliche Bedeutung zu wie Gremler, nämlich, dass *Westalgie* Nostalgie für die ehemalige Bundesrepublik Deutschland bedeutet. Außerdem sei der Begriff zweideutig, da er sich erstens auf traditionelle Weise als „Heimweh nach dem Paradies der Kindheit“ definieren lasse, aber auch als „Kompensationsphänomen für die gegenwärtige Vertrautheitsschwunderfahrung“ (ibid.: 255).

Die letzte Wissenschaftlerin, die in diese Definition der *Westalgie* miteinbezogen wird, ist Mary-Elizabeth O’Brien, die sich jedoch nicht direkt mit dem Phänomen *Westalgie* befasst, sondern ein umfassendes Wissen über Nostalgie im Allgemeinen besitzt. O’Brien definiert Nostalgie (nostos = Heimkehr, algia = Zugehörigkeit) als den Wunsch, zu einer Zeit und einem Ort zurückzukehren, an dem man einer intakten Gesellschaft mit einer gemeinsamen Geschichte angehörte. Indem Nostalgie kein fest verwurzelter Begriff mit nur einer Bedeutung ist, betont O’Brien auch, dass Nostalgie einerseits mit dem angenehmen Konsumieren von Retroprodukten und dem Anschauen unbeschwerter Filme, die die Vergangenheit als einen schönen Ort rekonstruieren, verbunden werden kann. Andererseits kann sie aber auch in Verbindung mit dem Anschauen von Filmen, die eine Art Verlust einer verschwundenen Welt sowie Gefühle der Enttäuschung über die Gegenwart gesetzt werden (O’Brien 2012: 27). O’Brien lehnt sich an Svetlana Boym, die zwischen einer *restorative* Nostalgie und einer *reflective* Nostalgie differenziert. Die *restorative* Nostalgie, die Wert auf *nostos* lege, manifestiere sich in einer

Rekonstruktion der Vergangenheit und versuche die Erinnerungslücken zu füllen, während die *reflective* Nostalgie, die *algia* hervorhebe, durch Träume von einem anderen Ort und einer anderen Zeit gekennzeichnet sei (ibid.: 29).

Als Reaktion auf die Wiedervereinigung können O'Brien zufolge neben Nostalgie auch Amnesie und Anamnesis entstehen. Sie definiert die zwei Begriffe wie folgt: Amnesie ist ein Gedächtnisverlust aufgrund eines Traumas, das durch einen physischen oder mentalen Schock verursacht wird. Diese Gedächtnislücke kann selektiv sein und daher kann der Mensch möglicherweise vergessen, was nutzlos und störend ist sowie auch was schwer anzupassen ist und damit nur die positiven Seiten erinnern. Kollektive Erinnerungen interagieren mit persönlichen Erinnerungen und enthalten nicht nur Spuren des Geschehens, sondern auch unrealisierte Träume und vernachlässigte Gelegenheiten (ibid.: 26). Anamnesis ist mittlerweile eher ein Ansporn zu erinnern, was vergessen ist, da die unerforschte Vergangenheit im Wege des Weitergehens stehen kann. Ein Rückblick auf die Vergangenheit bedeutet nicht den Wunsch, verlorene Elemente zu rekonstruieren, stattdessen kann es mit der Aufdeckung schmerzhafter und störender Traumata verbunden sein, die beendet werden müssen (ibid.: 30).

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass *Westalgie* von Wissenschaftlern als Nostalgie für die alte BRD und ihre Werte betrachtet wird. Es besteht keine hundertprozentige Übereinstimmung darüber, ob der Begriff als Antwort auf *Ostalgie* entstanden ist und inwieweit die beiden Begriffe verglichen werden sollten, aber in groben Umrissen werden beide Konzepte der Nostalgie als Sehnsucht nach einer anderen Zeit beschrieben.

## 5. Theorie

### 5.1. Forschungsbericht

Im 19. Jahrhundert spielten Kontinuität und Objektivität unter Historikern eine vorherrschende Rolle, aber in den 1980er Jahren wurde die Aufmerksamkeit auf die Subjektivität der Geschichtsschreibung gelenkt, da nun die Ansicht vertreten wurde, dass die Facetten des Lebens nicht einfach aus einer kohärenten wissenschaftlichen Erörterung verstanden werden konnten, aber dass neue narrative Darstellungen benötigt wurden. In diesem Zusammenhang wurde der Erinnerung eine wichtige Rolle zugewiesen und das Interesse lag nun auch auf privaten und individuellen Erinnerungen, die zuvor in der offiziellen Geschichtsschreibung unterdrückt oder

ignoriert worden waren. So entstand ein Ausbalancieren zwischen der nach Objektivität verlangenden Geschichte und der in der Begegnung mit der Vergangenheit tieferen subjektiven Erinnerung (Youngju 2017: 15f). Die Erinnerungstheorien setzten sich zunächst in Deutschland durch, während das internationale Interesse erst im Laufe der 1990er Jahre zunahm (Warring 2001: 7), als die Anzahl der kulturwissenschaftlichen Publikationen zum Thema *kommunikatives, kollektives, kulturelles* und *soziales Gedächtnis* erschienen (Youngju 2017: 14).

Es ist jedoch der französische Soziologe, Maurice Halbwachs (geb. 1877), der als Wegbereiter der Gedächtnisforschung gilt, als er schon in den 1920er Jahren nach einer Klärung der sozialen Strukturen des Gedächtnisses suchte, weshalb er in den folgenden Abschnitten regelmäßig miteinbezogen wird. Die zusätzlichen ausgewählten Theoretiker wurden auf der Grundlage einer gründlichen Selektion ausgewählt, im Versuch ein weites Gebiet aufzudecken. Die deutsche Kultur- und Literaturwissenschaftlerin, Aleida Assmann (geb. 1947), bildet die theoretische Grundlage dieser Arbeit, indem sie in Zusammenarbeit mit ihrem Ehemann, Jan Assmann, die erste ist, die die Gedächtnistheorien systematisiert und den Begriff *kulturelles Gedächtnis* erweitert hat. Der französische Historiker, Pierre Nora (geb. 1931), ist ebenfalls anwesend, da er qua seiner eingehenden Arbeit des von ihm erfundenen analytischen Begriffes *Erinnerungsorte* zur Forschung beigetragen hat. Die dänische Historikerin, Anette Warring (geb. 1958), muss auch erwähnt werden, da sie das Feld des kollektiven Gedächtnisses in Dänemark dominiert hat.

## 5.2. Erinnerungskultur

Unter dem Begriff *Erinnerungskultur* wird allgemein die Erinnerungsarbeit und Identitätsbildung des gemeinen Mannes verstanden und stellt somit einen Gegensatz zur professionellen Geschichtsschreibung dar. Erinnerungskultur bezeichnet auf diese Weise den Geschichtsgebrauch, der sich auf den Alltag bezieht (Otto 2017). Jede Kultur beruht auf Erinnerung und hegt die Vergangenheit, um sie mit der Gegenwart in Beziehung zu setzen und so die Zukunft zu gestalten. Im Gegensatz zu Historikern haben Künstler eine ausgeprägte Lizenz zur freien Behandlung und Ausdeutung historischer Stoffe, was häufig zu Erinnerungsliteratur führt. Literatur und Film sind u.a. Beiträge zur Übertragung von Ereignissen und Erinnerungen, die über einen längeren Zeitraum ausgeblendet und unabgeschlossen worden sind, aus dem Speicher Gedächtnis ins Funktionsgedächtnis. Die Erinnerungen werden daher nicht nur archiviert, sondern

zu einem Stoff des Nachdenkens funktionalisiert und die Erinnerungsliteratur bezieht sich damit stärker auf die Gegenwart als auf die Vergangenheit (Braun 2013: 7ff).

In dieser Masterarbeit entfernen wir uns von der Perspektive der professionellen Geschichtsschreibung und tauchen stattdessen in die Erinnerungen des durchschnittlichen West-Berliners ein.

### 5.3. Erinnerung, Gedächtnis und Geschichte

Worin liegt der Unterschied zwischen Erinnerung und Gedächtnis? Vorwärtsweisend werden diese zwei Begriffe häufig verwendet und deshalb sei im Folgenden eine kurze begriffliche Distinktion gegeben. In ihrem Aufsatz *Drei Formen von Gedächtnis* (2006) präzisiert Aleida Assmann den Unterschied zwischen den beiden obenerwähnten Begriffen. Erinnerung bezeichne die einzelnen und disparaten Akte der Rückholung oder Rekonstruktion individueller Erfahrungen und Erlebnisse. Was nicht zuvor erlebt wurde, kann später nicht erinnert werden, so Assmann. Im Zusammenhang mit dem Begriff *Gedächtnis* operiert sie nicht mit der neurologischen oder medizinischen Auffassung des Gedächtnisses, sondern mit einer Gedächtnisdefinition, die einem kollektiven Konzept angesammelter Erinnerungen entspricht (Assmann 2006: 15f). Das kollektive Einsammeln individueller Erinnerungen bildet somit ein Archiv, das zur Sicherung der Identität dient.

Bevor mit dem Aufsatz *Drei Formen von Gedächtnis* (2006) angefangen werden kann, der die Grundlage dieses theoretischen Abschnitts bildet, muss zunächst zwischen der nach Assmann universalistischen, objektiven und eindeutigen Geschichtswissenschaft und dem Gedächtnis unterschieden werden. Dabei zitiert Assmann den französischen Soziologen, Maurice Halbwachs sowie den französischen Historiker, Pierre Nora, die beide die Begriffe *Geschichte* und *Gedächtnis* zusammenhalten. „Geschichte und Gedächtnis werden [...] jeweils durch ihre gegenseitige Abgrenzung bestimmt: das eine ist immer das, was das andere nicht ist“ (Assmann 1999: 130).

Bei seiner Sondierung zwischen Geschichte und Gedächtnis interessierte es Halbwachs nur zu untersuchen, was lebendige Menschen als Gruppe zusammenhielt. Dabei stellte er fest, dass gemeinsame Erinnerungen das wichtigste Mittel der Kohäsion waren. Daraus folgerte er die Existenz eines Gruppengedächtnisses, wo nicht nur die Gemeinschaft die Gedächtnisse trägt,

sondern andererseits die Gemeinschaft gleichzeitig durch die Gedächtnisse stabilisiert wird. Löst sich die Gruppe auf, verlieren die Individuen den Teil an Erinnerungen aus dem Gedächtnis, der dazu beigetragen hat, sie als Gruppe zu identifizieren. Diese Art von Gedächtnis wird normalerweise als *kollektives Gedächtnis* definiert und Halbwachs versuchte sie folgendermaßen vom Gedächtnis der Geschichtswissenschaft zu unterscheiden: Während das kollektive Gedächtnis Eigenart und Kontinuität einer Gruppe sichere, habe das historische Gedächtnis keine identitätssichernde Funktion. Ein weiteres, differenziertes Merkmal sei, dass das kollektive Gedächtnis nur im Plural existiere, während das historische Gedächtnis, das den integrativen Rahmen für viele Geschichten darstelle, im Singular existiere. Letztens blende das kollektive Gedächtnis Veränderungen aus, während sich das historische Gedächtnis auf ebendiese Veränderungen spezialisiere (ibid.: 131). Ein solcher dichotomer Unterschied zwischen Geschichtswissenschaft und Gedächtnis wird auch von der dänischen Historikerin, Anette Warring, anerkannt. Wie Assmann hat sie sich mit der Sondierung Halbwachs' beschäftigt und fügt hinzu, dass Halbwachs der Meinung war, dass das Wissen, das die Geschichtswissenschaft hervorbringt, als rational, detailliert und analytisch charakterisiert werden kann und außerdem eine universelle Gültigkeit anstrebt. Gedächtnis dagegen ist eher spontan, unsystematisch, affektiv und hinterlässt einen retuschierten Schnitt in der Vergangenheit (Warring 2011: 30).

Hinter diesem obenerwähnten Gruppengedächtnis steckt Nora zufolge weder eine Kollektivseele noch ein objektiver Geist, sondern die Gesellschaft mit ihren Zeichen und Symbolen. Durch diese gemeinsamen Symbole hat das einzelne Individuum Zugang zu einem gemeinsamen Gedächtnis sowie auch zu einer gemeinsamen Identität. Die Träger des kollektiven Gedächtnisses brauchen auf diese Weise sich gar nicht zu kennen, um dennoch eine gemeinsame Identität zu beanspruchen. Eine solche Gruppe könnte z.B. die Nation sein. Dieses lebendige Gruppengedächtnis steht in starkem Kontrast zu der eher analytischen Geschichtsschreibung (Assmann 1999: 132):

Gedächtnis, Geschichte: keineswegs sind dies Synonyme, sondern, wie uns heute bewußt [sic!] wird, in jeder Hinsicht Gegensätze. [...] Das Gedächtnis ist ein stets aktuelles Phänomen, eine in ewiger Gegenwart erlebte Bindung, die Geschichte hingegen eine Repräsentation der Vergangenheit. [...] Das Gedächtnis rückt die Erinnerung ins Sakrale, die Geschichte vertreibt sie daraus, ihre Sache ist die Entzauberung. Das Gedächtnis erwächst einer Gruppe, deren Zusammenhang es stiftet. [...] Die Geschichte dagegen gehört allen und niemandem, so ist sie zum Universalen berufen (ibid.: 132).<sup>5</sup>

Die Gedächtnistheorien von Halbwachs und Nora betonen den identitätssichernden Charakter der Erinnerung und kontrastieren sie mit der neutralen und universellen Geschichtswissenschaft. Die zwei inkompatiblen Begriffe unterteilt Assmann in *das bewohnte Gedächtnis* und *das unbewohnte Gedächtnis*.

Das bewohnte Gedächtnis ist mit einem Träger verbunden, der eine Gruppe, eine Institution oder eine Einzelperson sein kann. Dieses Gedächtnis stellt eine Verbindung zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft her und selektiert, woran man sich erinnern und was man vergessen soll. Es vermittelt Werte, aus denen ein Identitätsprofil entsteht. Das unbewohnte Gedächtnis ist dagegen von einem spezifischen Träger losgelöst und unterscheidet radikal zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Das unbewohnte Gedächtnis interessiert sich für alles und untersucht die Wahrheit, wodurch Werte und Normen außer Kraft gesetzt werden (ibid.: 133).

#### 5.4. Die drei Formen von Gedächtnis

Nun ist die Distinktion zwischen Erinnerung und Gedächtnis samt Geschichte und Gedächtnis geklärt und wir können daher Aleida Assmanns Aufsatz *Drei Formen von Gedächtnis* (2006) erfassen, der den schwerwiegendsten Teil dieses theoretischen Abschnitts darstellt. In der von Assmann entwickelten Gedächtnistheorie wird, wie der Titel enthüllt, mit drei Formen von Gedächtnis operiert: *das kommunikative*, *das kollektive* und *das kulturelle Gedächtnis*, die sich

---

<sup>5</sup> Zit. nach Pierre Nora: „Zwischen Geschichte und Gedächtnis“ (1990) in: Assmann, Aleida (Hrsg.): *Erinnerungsräume: Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*. 1999, S. 132.

alle voneinander unterscheiden, aber dennoch etwas gemeinsam haben. Die Theorie Assmanns wird durch Theorien der kollektiven Identität ergänzt, die darauf fokussieren, wie die Identität des Individuums nicht nur von eigenen Erfahrungen, sondern in größerem Umfang von den überlieferten Erinnerungen und Erfahrungen anderer Menschen geprägt wird. Erinnerungen sind wichtig für das Selbstverständnis des Einzelnen und die Teilnahme des Menschen an verschiedenen Gruppen trägt zur Identitätsbildung bei. Dies wird bei der Arbeit mit Gedächtnistexten deutlich zum Ausdruck gebracht, weshalb die Gedächtnistheorie Assmanns den theoretischen Verständnisrahmen der Analyse bildet.

#### 5.4.1. Das kommunikative Gedächtnis

Das kommunikative Gedächtnis zeichnet sich dadurch aus, dass seine Träger Zeitzeugen sind, weshalb es ein Gedächtnis ist, das von einem alltäglichen Aspekt mit zeitlicher Begrenzung geprägt ist (Assmann 1988: 12). Das kommunikative Gedächtnis wird also als Gedächtnis des Individuums oder der Generation angesehen, aber um sicherzustellen, dass der Ausdruck nicht als ein rein privates Gedächtnis verstanden wird, wird der Begriff *kommunikatives Gedächtnis* vor *individuellem Gedächtnis* favorisiert. Das kommunikative Gedächtnis entsteht nämlich nur in einem Milieu räumlicher Nähe, gemeinsamer Erfahrungen und regelmäßiger Interaktion und daher kann ein völlig isolierter Mensch kein Gedächtnis entwickeln, sondern er trägt bloß Erinnerungen (Assmann 2006: 16).

Ein in völliger Einsamkeit aufwachsendes Individuum [...] hätte kein Gedächtnis. Gedächtnis wächst dem Menschen erst im Prozeß [sic!] seiner Sozialisation zu. Er ist zwar immer nur der Einzelne, der Gedächtnis „hat“, aber dieses Gedächtnis ist kollektiv geprägt. [...] Zwar „haben“ Kollektive kein Gedächtnis, aber sie bestimmen das Gedächtnis ihrer Glieder. [...] Wir erinnern nicht nur, was wir von anderen erfahren, sondern auch, was uns andere erzählen und was uns von anderen als bedeutsam bestätigt und zurückgespiegelt wird (Assmann 1992: 35f).

Das Individuum trägt somit die Erinnerungen, ist jedoch nicht imstande ein Gedächtnis zu entwickeln, da ein solches nur durch Interaktion und Erfahrungsaustausch mit Mitmenschen entsteht und aufgebaut werden kann. Das Gedächtnis wächst also wie die Sprache von außen in den Menschen hinein.

Das kommunikative Gedächtnis ist dadurch gekennzeichnet, dass es auf etwa drei Generationen mit dem gleichen Gedächtnisprofil begrenzt ist. Wenn die Träger des Gedächtnisses nicht mehr da sind, erlischt auch die Möglichkeit, das Gedächtnis weiterzugeben, weil sich die Adressaten in einem anderen Verständnishorizont befinden. Die vermittelnde Generation mag versuchen, das Gedächtnis weiterzugeben, aber die neuen Generationen werden es nicht exakt verstehen können, da sie nicht dieselbe Weltanschauung teilen. Als ereignisnahe Gemeinschaft begreifen sie sich selbst als unterschiedlich von vorhergehenden und nachfolgenden Generationen und deswegen handelt es sich bei der Kommunikation zwischen den Generationen immer um eine Verständnisgrenze, die mit der Zeitlichkeit des Erlebens zu tun hat. Das Gedächtnisprofil wird verschoben, wenn ein Generationswechsel stattfindet und infolgedessen bewegt sich das bisher Repräsentative allmählich vom Zentrum zur Peripherie. Assmann bezeichnet deshalb das kommunikative Gedächtnis als das Kurzzeitgedächtnis der Gesellschaft (Assmann 2006: 16f).

Ein Beispiel für ein aufgrund eines Generationswechsels kommunikatives Gedächtnis wäre das Tätergedächtnis, welches den Deutschen nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs zugeordnet wurden. Das Tätergedächtnis kann sich nicht wie das Sieger- oder Verlierergedächtnis auf öffentliche Denkmäler, Rituale oder Symbole stützen, welches dazu beiträgt, dass es verdrängt und verschwiegen wird. Die vom Zweiten Weltkrieg heimkehrten Soldaten waren die ersten, die die Mechanismen des Tätergedächtnis erlebten. Der kollektive Habitus des Beschweigens ließ die zurückgekehrten Soldaten nicht das Gefühl haben, dass ihnen Respekt für ihren Kriegsdienst entgegengebracht wurde. Sie wurden nach ihrer Heimkehr lediglich mit einer öffentlichen Schande über Deutschland konfrontiert und als ihre Taten zum Tode stillverschwiegen wurden, hatten sie keine andere Wahl, als anzuerkennen, dass ihre Erfahrungen und Erlebnisse nicht Teil der Nationalgeschichte werden würden. Ihre Erinnerungen konnten sie also nur auf kommunikativer Ebene bewahren (ibid.: 22f). Die expliziten subjektiven Erinnerungen sind somit in ein implizites Generationsgedächtnis eingebunden, das mit dem Verschwinden der Generation verschwommen wird.

### 5.4.2. Das kollektive Gedächtnis

An dem etwas abstrakteren Begriff *kollektives Gedächtnis* scheiden sich die Geister. Wie oben erwähnt, betont Halbwachs, dass das Gedächtnis eine soziale Praxis ist, da es sozial geteilt, organisiert und modifiziert wird. Der Mensch wird also durch Gemeinschaften handlungsfähig und entwickelt eine Identität in einer sozialen Praxis. Aber was bedeutet es, sich kollektiv zu erinnern? Ist es ein kollektiver Zurückruf an etwas Vergangenes, das den Begriff *kollektives Gedächtnis* ausmacht? Oder ist es eine übliche Interpretation eines bestimmten Ereignisses? Und gegebenenfalls, wie divergierte Interpretationen kann der Begriff *kollektives Gedächtnis* umfassen?

Nach Aleida Assmann ist das kollektive Gedächtnis eine Steigerungsform des Generationsgedächtnisses und unterliegt daher nicht der gleichen zeitlichen Begrenzung wie das kommunikative Gedächtnis, sondern geht über die generationelle Zeitbegrenzung hinaus und sichert das Langzeitgedächtnis. Während das kommunikative Gedächtnis durch entgegengesetzte Erinnerungen gekennzeichnet zu sein scheint, hat das kollektive Gedächtnis einen eher vereinheitlichen Ausdruck, der meistens auf einem einzigen Ereignis beruht. Dieses einzige Ereignis wird oft zu einer „gedächtniswirksamen ‚Ikone‘ für eine an sich ja immer vielfältige und komplexe Geschichtserfahrung“ (ibid.: 19). Dies bedeutet, dass das Ereignis oft auf eine begrenzte Perspektive reduziert wird, da wir in unserem Bestreben, unsere persönliche Geschichte mit der kollektiven zu verbinden, unser eigenes Gedächtnis neu interpretieren und somit wird das Vergessen zu einem integrierten Bestandteil des Gedächtnisses. Warring weist darauf hin, dass das kollektive Gedächtnis also als ein kolossaler Prozess der Selektion und Ausgrenzung betrachtet werden muss (Warring 1996: 215).

In *Drei Formen von Gedächtnis* (2006) beschreibt Assmann auch, dass eine Vereinfachung, bei der ein Ereignis reduziert und Teile aus dem Gedächtnis gelöscht werden, zu einem Sieger- und Verlierergedächtnis führen kann. Man beachte, dass der Fokus in den meisten Fällen auf dem Gedächtnis des Verlierers liegt, weil Schmerz, Verlust und das Gefühl, unrechtmäßig behandelt zu werden, in das Gedächtnis über Generationen eingelagert werden. Dies ist auch der Grund, warum oft ein starker Zusammenhalt zwischen Menschen entsteht, die ein historisches Trauma teilen, da sie nämlich die Fähigkeit besitzen, eine Solidaritätsgemeinschaft aufzubauen. Das Siegedächtnis hingegen ist von einem kollektiven Selbstwertgefühl sowie auch einer heroischen Selbststilisierung geprägt, die u.a. durch öffentliche Denkmäler aufrechterhalten,

verstärkt und gepflegt werden (Assmann 2006: 20ff). Auf diese Weise ist der gegenwärtige und soziale Kontext der Ausgangspunkt für Gedächtnisprozesse und das kollektive Gedächtnis dient somit gegenwärtigen Zwecken.

Der Historiker, Lutz Niethammer (geb. 1939), stellt den Gedanken infrage, inwiefern menschliche Gruppierungen überhaupt identisch sein könnten. Seiner Meinung nach erzeugt die obige Unterscheidung zwischen Sieger und Verlierer ein Schwarz-Weiß-Bild, das die Heterogenität einer sozialen Gruppierung homogenisiert. In seinem Werk *Kollektive Identität* (2000) problematisiert er genau dies und betont, dass die einzelnen Individuen in ihrer Besonderheit gleich sein müssten, bevor es eine identische Gruppe geben könnte. Dass dies offensichtlicher Unfug ist, erhebt natürlich keinen Zweifel. Weitaus schwieriger zu verwerfen ist jedoch seine zweite Hypothese, dass es ausreichen könnte, einen bestimmten Gesichtspunkt zu teilen. Inwiefern reicht *ein* Vergleichspunkt zur Wesenseinheit einer sonst aus individueller Vielfalt bestehenden Gruppierung eigentlich? Wäre es machbar, muss davon ausgegangen werden, dass eine solche Gemeinschaft unrealistisch wäre, da die Subjektivität immer ein bedeutsames Wort mitspricht (Niethammer 2000: 19f). Warring bestätigt diese Pointe. Sie ist der Meinung, dass Erinnerung schon sozial konstruiert werden kann, aber gleichzeitig auch persönlich ist. Die individuelle Erinnerung kann niemals in ihrer Gesamtheit mit anderen geteilt werden, da das, woran wir uns erinnern, eine enorme Vielfalt an Details in Bezug auf Emotionen, Gerüche, Beziehungen etc. enthält. Gruppen teilen also sozial konstruierte Vorstellungen und Werte, die das Gedächtnis in nahezu identischen Mustern organisieren, aber nur das Individuum besitzt die tatsächliche Erinnerung (Warring 1996: 216).

Ein weiterer wichtiger Punkt ist, dass die Wahrnehmung der Geschichts- und Erinnerungskultur immer politisch instrumentalisiert ist. Welche Erzählungen sollen erinnert werden? Welche nicht? Und wer entscheidet? Diese Fragen lassen sich nicht leicht beantworten, aber wie bereits erwähnt, wirkt das kollektive Gedächtnis außengesteuert und wird durch eine Vereinheitlichung verdeutlicht. Assmann zitiert die Soziologen Andrei Markovits und Simon Reich, die in ihrem Werk *Das Deutsche Dilemma* (1998) das kollektive Gedächtnis wie folgt benennen: "[...] der selektive Zugriff auf Geschehenes, ausgeführt mit der Absicht, bestehende Machtverhältnisse zu legitimieren oder auch zu delegitimieren" (Assmann 2006: 20). Dies verdeutlicht die Tendenz des Gedächtnisses, sich so zu rekonstruieren, dass die eigene Sache gefördert wird. Persönliche Erinnerungen können dazu neigen, vom kollektiven Gedächtnis verschluckt zu werden. Das heißt, dass persönliche Erinnerungen mit den Erinnerungen anderer

verwoben werden und wir revidieren unsere persönlichen Erinnerungen, um sie an die kollektiv erinnerte Vergangenheit anzupassen, wenn wir versuchen, diskontinuierliche Erinnerungen in Erzählungen miteinander zu verbinden und schließlich hören wir damit auf, zwischen ihnen zu unterscheiden (Warring 1996: 214). Die Gefahr ist jedoch groß, dass sich dieses kollektive Gedächtnis von einem historischen Gedächtnis zu einem unerschütterlichen ideologischen Fundament wandelt.

Die Suche nach einem kollektiven Gedächtnis und damit nach Identität und Zusammengehörigkeit ist dialektisch mit einer Abwertung anderer Gruppierungen verbunden (Niethammer 2000: 11). Die kollektive Identität werde auf allen Ebenen und weitgehend als etwas Positives angesehen, wie die Identität eines Individuums auch mit einer *Ich-Stärke* konnotiert werde. Die kollektive Identität werde nicht infrage gestellt und bedürfe auch keiner weiteren Rechtfertigung, selbst nicht bei denen, deren kritischer Sinn sonst alles auseinandernehme (ibid.: 19). Dies gilt nicht für Kollektive, an denen man nicht teilnimmt. Erzählungen definieren häufig eine Grenze zwischen denen, die die Vergangenheit teilen und denen, die dies nicht tun, was zu einer Unterscheidung zwischen *uns* und *ihnen* führt.

#### 5.4.3. Das kulturelle Gedächtnis

Das kulturelle Gedächtnis ist im Gegensatz zum kommunikativen vom alltagsfernen Aspekt geprägt und die Träger der Gedächtnisse sind keine Zeitzeugen mehr (Assmann 1988: 12). Das heißt, dass das kulturelle Gedächtnis Wissen, Erfahrungen und Erinnerungen über die Generationenschwellen transportieren kann wie das kollektive. Während jedoch das kollektive Gedächtnis das Langzeitgedächtnis durch eine statische, inhaltliche Engführung sichert, ist die Überlieferungsform des kulturellen Gedächtnisses dynamischer und komplexer. Artefakte wie Denkmäler, Medien und Architektur wirken als eine Art *Vergangenheitsspeicher*, der das Überleben der Vergangenheit sichert. Das Nutzen von Medien führt aber auch zu neuen Interpretationen und Reflexionen, was bewirkt, dass das kulturelle Gedächtnis sich nicht auf ein politisches Instrument reduzieren lässt (Assmann 2006: 24). Die Vergangenheit wird nämlich kontinuierlich neu interpretiert und verändert, indem sie auf pluralischen, nicht-reduzierbaren Perspektiven aufbaut.

Jan Assmann hebt in seinem Aufsatz *Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität* (1988) zwei für das kulturelle Gedächtnis wesentliche Merkmale hervor, und zwar die

*Identitätskonkretheit* (Gruppenbezogenheit) und die *Rekonstruktivität*. Unter Identitätskonkretheit wird die Neigung des Menschen verstanden, das Wissen einer Gruppe zu erwerben, um Teil einer Gemeinschaft zu sein, weil er gerade ein „need for identity“ hat (Assmann 1988: 13). Der gepflegte Wissensvorrat einer Gruppe schafft eine scharfe Grenze, die das Zugehörige vom Nichtzugehörigen trennt und auf diese Weise entsteht „eine Art identifikatorische Besetztheit im positiven (»das sind wir«) oder im negativen Sinne (»das ist unser Gegenteil«)“ (ibid.). Was Rekonstruktivität angeht, vermag kein Gedächtnis eine Vergangenheit als solche zu konservieren, denn nur das, was von ihr zurückbleibt, ist, was der Mensch mit seinem gegenwärtigen Bezugsrahmen rekonstruieren kann. Das kulturelle Gedächtnis bezieht damit immer sein Wissen auf eine aktuelle Situation und jede Gegenwart setzt sich in aneignende, bewahrende und verändernde Beziehungen (ibid.).

Die Anordnung der Begriffe *kommunikatives*, *kollektives* und *kulturelles Gedächtnis* „führt zu Stufen immer höherer Integration und größerer Reichweite in Raum und Zeit“ (Assmann 2006: 23) und somit ist das kulturelle Gedächtnis die am besten entwickelte Form des Gedächtnisses. Das historische Bewusstsein operiert mit einer kommunikativen (Erfahrungen der Mitlebenden) und einer kulturellen (identitäts- und sinnstiftenden) Ebene, aber da diese nicht in Kontinuitätskonstruktionen bestehen können, entsteht eine Lücke. Niethammer problematisiert und kritisiert dieses *floating gap*<sup>6</sup> zwischen Erfahrung und Mythos mit folgenden Worten: „Und wieder ist eine Gedächtnislücke, die mit kollektiven Identitätskonstruktionen gefüllt werden soll“ (Niethammer 2000: 364). Die Nation mache keine Erfahrungskohorte aus und jeder Versuch, Erinnerungen und Erfahrungen einzelner Personen zu mehr als divergenten Erfahrungstypen zu synthetisieren, sei zum Scheitern verurteilt. Wenn man einen einheitsstiftenden Mythos haben wolle, müsse man warten, bis die Differenz der Erfahrung schweige (ibid.: 365).

## 5.5. Erinnerungsorte

In der von Pierre Nora geleiteten Arbeit *Les lieux de mémoire* gibt es keine wesentliche theoretische Weiterentwicklung des Begriffs *kollektives Gedächtnis*, sondern eine eingehende

---

<sup>6</sup> Vgl. Assmann, Jan. *Das kulturelle Gedächtnis – Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*. München: C. H. Beck, 1992.

Arbeit mit dem analytischen Begriff *Erinnerungsorte*. Nora zufolge verkörpern nämlich die Erinnerungsorte das kollektive Gedächtnis. Flaggen, nationale Denkmäler, Gedenktage und historische Ereignisse seien alle Orte oder Vertreter des nationalen kollektiven Gedächtnisses, dessen Aufgabe es sei, Erinnerungen zu tragen und zu bewahren. Dies ist mit der Vorstellung verbunden, dass das kollektive Gedächtnis einer Gruppe an bestimmten Orten kristallisiert und Erinnerungsorte somit einen historischen und sozialen Bezugspunkt darstellen. Erinnerungsorte haben also die Fähigkeit, die Werte hervorzurufen, die zusammen die Gruppe formen (Warring 1996: 223f). Der Begriff *Erinnerungsorte* ist daher eng mit dem Begriff *Erinnerungsgemeinschaft* verbunden, die aus einer Gruppe von Menschen mit der gleichen Vergangenheitsinterpretation besteht. Viele dieser Erinnerungsgemeinschaften sind sogenannte imaginäre Gemeinschaften, indem sie Gemeinschaftserlebnisse mit Menschen schaffen, die nicht unbedingt einander kennen. Die Voraussetzung für eine solche Gemeinschaft ist also der Wille zum Erinnern und die Erinnerungsorte, die dies unterstützen, werden nicht nur von Menschen genutzt, sondern sie werden auch von Menschen hergestellt und umgeformt und durch Schaffung dieser Erinnerungsorte erhält die Erinnerungsgemeinschaft konkrete Form und Inhalt (Adriansen 2010: 21). Diese gemeinsamen Orte für Erinnerungen können dazu beitragen, die Vorstellung der Existenz eines kollektiven Gedächtnisses zu verbreiten.

Aus Noras Verwendung des Begriffs *Erinnerungsorte* kann geschlossen werden, dass er drei Dimensionen enthält: eine materielle, eine symbolische und eine funktionelle, die alle koexistieren. Der materielle Ort kann z.B. ein Archiv sein, das erst Charakter eines Erinnerungsortes bekommt, wenn ihm symbolische Bedeutung beigemessen wird. Auf die gleiche Weise erhält der funktionelle Ort, der z.B. ein Veteranenverein sein kann, erst Charakter eines Erinnerungsortes, wenn er Gegenstand einer prozeduralen Ritualisierung wird (Warring 1996: 225). Das heißt, objektivierete Phänomene, die durch die Interpretation einer Gruppe einen symbolischen Inhalt erhalten, können verwendet werden, um das kollektive Gedächtnis sowie die Identität einer Gruppe aufrechtzuerhalten. Wenn man sich mit diesen physischen und symbolischen Erinnerungsorten beschäftigt, ist es nicht nur interessant, sich auf das zu konzentrieren, woran erinnert wird, sondern auch darauf, wie erinnert wird und welche Interessen hinter den Erinnerungen stehen. Erinnerungsorte können nämlich je nach Aneignung der Gruppen ihre Bedeutung ändern. Wesentlich ist es auch zu betonen, dass Erinnerungsorte nur erhalten werden können, wenn die Empfängerseite interessiert ist, denn ohne Empfänger werden Erinnerungsorte fällig.

## 6. Methode

“Discourse is a practice not just of representing the world, but of signifying the world, constituting and constructing the world in meaning [...] On the one hand, discourse is shaped and constrained by social structure in the widest sense [...] On the other hand, discourse is socially constitutive” (Fairclough 1992: 64). Mit diesen Worten betont der Linguist und Diskursanalytiker, Norman Fairclough, in seiner von vielen gelesenen Arbeit *Discourse and Social Change* (1992), dass Diskurs eine soziale Praxis ist, die sowohl die soziale Welt konstituiert als auch von anderen sozialen Praxen konstituiert wird. Hiermit wird angenommen, dass Sprache nie neutral und arbiträr sein kann, sondern immer einem Wert zugeschrieben wird, auf den der Adressat auf der Grundlage seines Verständnisses, seiner Interpretation, seines Handelns und seiner Bewertung reagiert und auf diese Weise wird unsere Welt durch Diskurse (d.h. Sprache) konstruiert. *Diskurs* ist ein abstraktes, nicht leicht definierbares Konzept, da je nach wissenschaftlicher Position und Herangehensweise viele widersprüchliche und überlappende Definitionen formuliert sind. In den meisten Fällen umfasst der Diskurs jedoch die Art und Weise, wie wir uns ausdrücken und mit unterschiedlichen Mustern handeln und deswegen ist Diskurs eine Art, über die Welt zu sprechen und sie zu verstehen (Jørgensen 1999: 9).

Dieses Methodenkapitel enthält eine Erörterung der für diese Masterarbeit wichtigen Begriffe innerhalb der Diskursanalyse, aus denen sich das analytische Werkzeug der Masterarbeit zusammensetzt. Faircloughs kritische Diskursanalyse wird als Ausgangspunkt genommen, indem er seit den 1980er Jahren Forscher, Dozenten und Studenten weltweit mit seiner interdisziplinären Forschung und seinem Denken inspiriert. Er taucht in die Identität des Menschen und seine Beziehung zu anderen ein und erstellt mit seinem dreidimensionalen Modell und seinen Textanalysen einen Analyseapparat, der an alle Sprachanalysen und Texttypen angepasst werden kann. Die Diskursanalyse und einschließlich das dreidimensionale Modell Faircloughs zeichnet sich durch Offenheit aus und kann mit anderen Ansätzen kombiniert werden, weshalb sie gut mit den Gedächtnistheorien zusammenhängt.

In seinem obenerwähnten Werk (1992) betont Fairclough, dass sich mehrere Diskursanalytiker nicht mit den sozialen Aspekten beschäftigen, sondern nur mit der Textdimension, weshalb er die sozialen Aspekte erweitert hat (Fairclough 1992: passim). Da Faircloughs primärer Fokus auf der sozialen Dimension liegt, spielt dies natürlich auch bei der Analyse dieser Arbeit eine größere Rolle als seine Textdimension. Um jedoch eine ausreichende Textanalyse zu

gewährleisten, werden die Diskurstheorie von Ernesto Laclau und Chantal Mouffe als Ergänzung zur kritischen Diskursanalyse Faircloughs miteinbezogen, indem sie eine Flut von Textanalysebegriffen ausgearbeitet haben, die für die Untersuchung dieser Masterarbeit relevant sind.<sup>7</sup>

### 6.1. Der Begriff *Diskurs*

Wie schon erwähnt, ist das Definieren des abstrakten Begriffs *Diskurs* mit Schwierigkeiten verbunden und nicht zuletzt deswegen ist es wichtig zu unterstreichen, wie der Begriff in dieser Arbeit verstanden wird. Fairclough und Laclau und Mouffe bilden die Grundlage des Methodenkapitels, weshalb ihr Verständnis des Begriffs hier dargelegt werden muss. Es gibt unterschiedliche Auffassungen des Diskursbegriffs, je nachdem, ob man Diskurs als konstituierend oder konstituiert versteht.

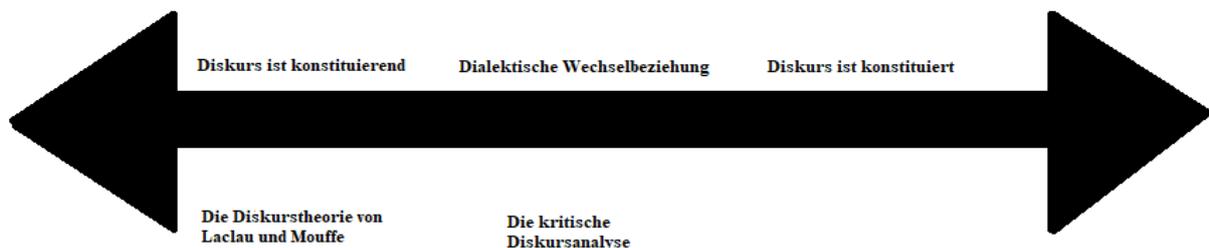


Abb. 1. Eigene Darstellung in Anlehnung an Jørgensen und Phillips (Jørgensen 1999: 29).

Fairclough zufolge ist Diskurs eine Form der sozialen Praxis, die die soziale Welt konstituiert, aber gleichzeitig auch durch andere Praxen konstituiert wird. In dieser Weise trägt Diskurs nicht nur dazu bei, soziale Strukturen zu formen und umzugestalten, sondern spiegelt sie auch wider (Fairclough 1992: 64). Bei Fairclough stehen diskursive und soziale Praxen in einer dialektischen Wechselbeziehung zueinander, sodass sich die beiden Formen der Praxen gegenseitig konstituieren. Das heißt, die diskursiven Praxen reproduzieren oder verändern die sozialen Praxen, während die sozialen Praxen umgekehrt die diskursiven Praxen formen. Laclau und Mouffe sind nicht derselben Auffassung und unterscheiden nicht zwischen diskursiven und

<sup>7</sup> Diese Kombination von Theorien wird auch von anderen verwendet, die sich mit Diskursanalyse beschäftigen, u.a. von Jørgensen, Marianne Winther und Louise Phillips.

nicht-diskursiven sozialen Praxen, da sie alle Praxen als diskursiv betrachten und daher nicht mit einer dialektischen Wechselbeziehung operieren. Nach ihrer Ansicht kann Diskurs lediglich als konstituierend verstanden werden (Jørgensen 1999: 28f).

Fairclough kann sich mit dem Gedanken nicht anfreunden, dass Diskurs ausschließlich konstituierend sein sollte und deshalb versucht er zu exemplifizieren, dass soziale Strukturen auch die diskursiven Praxen beeinflussen können und nicht nur umgekehrt: Die Eltern-Kind-Beziehung in einer Familie, also welche Positionen als Mutter, Vater und Kind verfügbar sind, sowie die Platzierung realer Personen in diesen Positionen sind teilweise als kumulatives Ergebnis komplexer Sprach- und Schreibprozesse diskursiv konstituiert, aber gleichzeitig arbeiten die konstitutiven Auswirkungen des Diskurses zusammen mit den Auswirkungen anderer Praxen wie der Delegation von Aufgaben im Haushalt (Fairclough 1992: 65f). "Thus the discursive constitution of society does not emanate from a free play of ideas in people's head but from a social practice which is firmly rooted in and oriented to real, material social structures" (ibid.: 66). Wenn Diskurs nur als konstituierend angesehen wird, bedeutet dies, dass die soziale Realität aus den Köpfen der Menschen stammen.

In dieser Arbeit wird von Faircloughs Definition des Begriffs *Diskurs* ausgegangen, indem es für ihn und für diese Arbeit absolut zentral ist, dass Diskurs sowohl die Welt konstituiert als auch selbst konstituiert wird. Eine der Dimensionen des dreidimensionalen Modells von Fairclough ist die Textdimension, die darauf abzielt, einen Einblick zu gewinnen, wie diskursive Prozesse in bestimmten Texten linguistisch abgelesen werden können. Fairclough zufolge reicht die Textanalyse als Diskursanalyse nicht aus, indem sie die Verbindung zwischen dem Text und den sozialen Strukturen nicht berücksichtigt und somit kein vollständiges Bild zwischen Text und Gesellschaft ergibt (Jørgensen 1999: 78). Deswegen legt Fairclough einen großen Wert darauf, die diskursiven und sozialen Praxen hervorzuheben, die die beiden anderen Dimensionen des dreidimensionalen Modells ausmachen.

## 6.2. Faircloughs dreidimensionales Modell

Bei der Analyse eines Diskurses muss der Fokus auf zwei Dimensionen liegen: *dem kommunikativen Ereignis* und *der Diskursordnung*. Unter dem kommunikativen Ereignis wird ein Fall des Sprachgebrauchs verstanden, z.B. ein Zeitungsartikel, ein Interview oder eine politische Rede, während die Diskursordnung die Summe der in einer sozialen Institution verwendeten

Diskurstypen ist, z.B. die Diskursordnung des Gesundheitssystems. Jede Diskursordnung enthält unterschiedliche diskursive Praxen, durch die Sprache und Schrift produziert und interpretiert werden. Die Diskursordnung des Krankenhauses besteht u.a. aus diskursiven Praxen in Form von Arzt-Patient-Gesprächen und der technischen Schriftsprache des Personals und in jeder einzelnen diskursiven Praxis werden Diskurse auf bestimmte Weise verwendet. Jeder Fall des Sprachgebrauchs ist ein kommunikatives Ereignis, das aus drei Dimensionen besteht: Text, diskursive Praxis und soziale Praxis (ibid.: 79f).

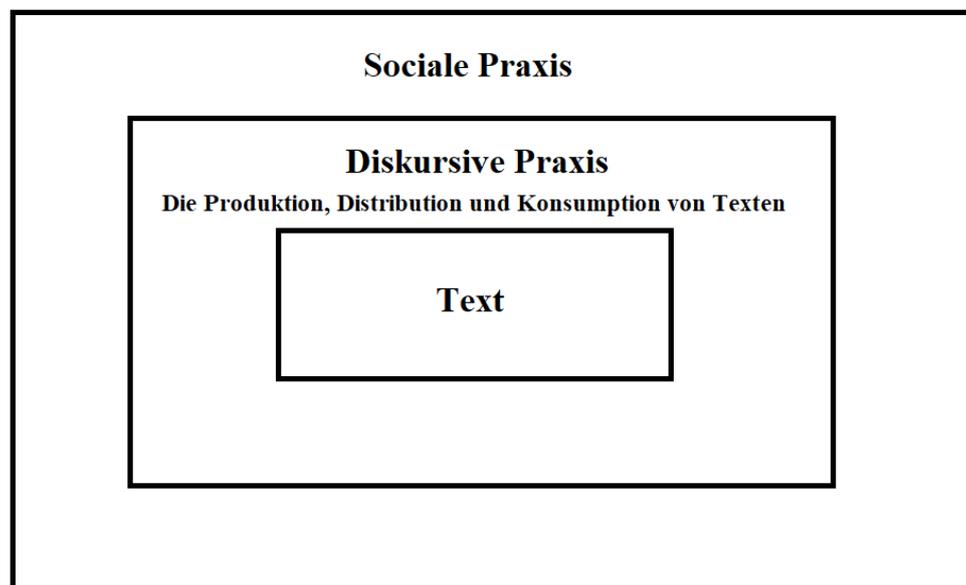


Abb. 2. Faircloughs dreidimensionales Modell. Eigene Darstellung in Anlehnung an Norman Fairclough (Fairclough 1992: 73).

Die diskursive Praxis manifestiert sich in sprachlicher Form entweder durch einen mündlichen oder schriftlichen Text. Wenn man sich mit den Eigenschaften des Textes befasst, ist es unvermeidlich, sich nicht gleichzeitig mit Produktions- und Konsumtionsprozessen (diskursive Praxis) zu beschäftigen und umgekehrt (Fairclough 1992: 73f). Es gibt also keine scharfe Trennung. Die Relation zwischen den beiden Dimensionen *Text* und *sozialer Praxis* wird durch die diskursive Praxis vermittelt und nur durch die diskursive Praxis – den Gebrauch der Sprache zum Produzieren und Konsumieren von Texten – können Texte die soziale Praxis formen und von der sozialen Praxis geformt werden (ibid.: 71). Die Analyse eines kommunikativen Ereignis muss daher Folgendes umfassen: die Diskurse, die in der Produktion und Konsumtion des Textes artikuliert sind (diskursive Praxis), ihre linguistische Struktur (Text) und Überlegungen,

inwiefern die diskursive Praxis die bestehende Diskursordnung reproduziert oder transformiert (soziale Praxis) (ibid.: 72).

Um dies zu exemplifizieren, ist hier ein Beispiel aufgezeigt, bei dem alle drei Dimensionen repräsentiert sind. Auf einer Pressekonferenz fordert die dänische Ministerpräsidentin die Bürger dazu auf, beim Einkaufen Händedesinfektionsmittel aufgrund Covid-19 zu benutzen. Die Pressekonferenz ist hier die Textdimension. Die diskursive Praxis kommt durch die Produktion, Distribution und Konsumption der Pressekonferenz zum Ausdruck. Wie drückt die Ministerpräsidentin sich aus? Ist von einer einfachen oder komplexen Distribution die Rede? Und wie stellen sich die Bürger zu dieser Aufforderung? Wenn die Bürger auf die Pressekonferenz reagieren und anfangen, Händedesinfektionsmittel beim Einkaufen zu verwenden, ist der Diskurs transformierend. Die Reaktion der Bürger wird als die soziale Praxis verstanden.

Nicht alle Elemente und Begriffe sind für die Untersuchung der Erinnerungsdiskurse über West-Berlin relevant, weshalb im Folgenden nur die Begriffe einbezogen sind, die nützlich scheinen und zur Beantwortung der Problemformulierung beitragen können. Das dreidimensionale Modell von Fairclough kann in dem Umfang verwendet werden, wie die Empirie es ermöglicht, da der Begriffsinhalt nicht festgelegt ist.

### 6.3. Der Text

Es wurde schon oben erwähnt, dass es keine scharfe Trennung zwischen der Textdimension und der diskursiven Praxis gibt, da man nicht über die Merkmale des Textes sprechen kann, ohne sich auf die Textproduktion oder -interpretation zu beziehen. Fairclough versucht jedoch, sie separat zu analysieren. Bei der Analyse der Textdimension wird die Sprachoberfläche analysiert, die aus Zeichen, das heißt Wörtern und längeren Textsequenzen, besteht. Der kritische Ansatz zur Diskursanalyse behauptet, dass Zeichen sozial motiviert sind: "This may be a matter of vocabulary – 'terrorist' and 'freedom fighter' are contrasting combinations of signifier and signified, and the contrast between them is a socially motivated one" (ibid.: 75). Es liegen also soziale Gründe vor, um spezifische Bezeichner<sup>8</sup> zu benutzen.

Eine Analyse der Eigenschaften eines Textes hilft zu klären, wie die Diskurse textuell etabliert werden. Es ist daher existenziell, zwei wichtige grammatikalische Elemente zu betrachten:

---

<sup>8</sup> Der Begriff *Bezeichner* wird im Abschnitt 6.6. näher erläutert.

*die Transitivität* und *die Modalität*. Durch eine Analyse der Transitivität gewinnt man einen Einblick in die Verbindung zwischen Subjekt und Objekt und damit in die Konsequenzen, die verschiedene Darstellungsformen haben können (ibid.: 178). Dies kann durch diesen konstruierten Satz erklärt werden: "Viele West-Berliner vermissen das ehemalige West-Berlin". In diesem aktiven Satz wird deutlich, dass die West-Berliner im Fokus stehen, während es in der passiven Version des Satzes anders aussieht: „Das ehemalige West-Berlin wird von vielen West-Berlinern vermisst“. Hier ist West-Berlin das Subjekt und es wird betont, dass gerade West-Berlin vermisst wird. Es wird angenommen, dass der Absender häufig darüber nachdenkt, wie ein Satz aufgebaut werden soll, um sicherzustellen, dass der Adressat die Botschaft versteht.

Das Wort *Modalität* bedeutet *Weise* und fokussiert auf den Grad der Verbindung oder Entfernung des Satzes durch den Absender (Jørgensen 1999: 95). Die Aussagen: „Ich bin der Meinung, dass die Wiedervereinigung negative Konsequenzen hatte“ und „vielleicht hat die Wiedervereinigung negative Konsequenzen gehabt“ sind verschiedene Modalitäten, bei denen der Absender sich unterschiedlich verbindet. Der Absender stimmt der ersten Aussage vollständig zu, während die zweite Aussage ein geringeres Maß an Sicherheit ausdrückt. Die Wahl der Modalität wird Konsequenzen für die Konstruktion des Diskurses haben.

#### 6.4. Die diskursive Praxis

Die diskursive Praxis umfasst (vgl. Abb. 2) Produktions-, Distributions- und Konsumptionsprozesse. Der Produktionsprozess hängt vom produzierten Textmaterial ab und bezieht sich daher auf den Absender. Wird der Text mit komplexen kollektiven Routinen erstellt, bei denen Menschen in verschiedene Produktionsstufen involviert sind? Oder ist es ein Gespräch zwischen wenigen Akteuren? Im letzteren Fall handelt es sich um einen Text mit einer einfachen Distribution, da der Absender die Möglichkeit hat, seine Botschaft zu redigieren, wenn der Adressat sie falsch interpretiert. Eine politische Rede hingegen hat eine komplexe Distribution, da die Botschaften einem großen Publikum übermittelt werden, das wahrscheinlich individuelle Interpretationen hat und die Botschaften deswegen nicht kontrolliert werden können. Texte werden unterschiedlich konsumiert, je nachdem, welche Lesart auf sie appliziert wird (Fairclough 1992: 78f).

Die Aussagekraft eines Satzes ist seine Handlungskomponente. Sie wird z.B. dazu verwendet, einen Befehl zu geben, eine Frage zu stellen, zu drohen oder zu versprechen. Teile von Texten können in Bezug auf die Aussagekraft sehr ambivalent sein und unterschiedliche Aussagekraftpotentiale haben. „Können Sie den Koffer tragen?“ ist nicht nur eine Frage, sondern kann auch ein Befehl oder eine Aufforderung sein. Der Kontext ist daher entscheidend, um die Ambivalenz der Aussagekraft zu reduzieren. Bevor der Adressat auf den situativen oder textuellen Kontext zurückgreifen kann, muss er zu einer Interpretation des situativen Kontexts gekommen sein, was der Interpretation des Textes im Allgemeinen entspricht. Die Interpretation wird nämlich u.a. bestimmte Aspekte der sozialen Identität der Teilnehmer in den Vordergrund oder in den Hintergrund stellen und der situative Kontext hängt deshalb von dem Lesen der Situation ab (ibid.: 82f). Beim Lesen der Empirie dieser Masterarbeit wird im Vordergrund stehen, dass die Texte von West-Berlinern geschrieben sind, die eine ganz besondere Bindung an das ehemalige West-Berlin haben.

Ein weiterer wichtiger Begriff, der im Zusammenhang mit der diskursiven Praxis hervorgehoben werden soll, ist die *Interdiskursivität*. Die Interdiskursivität ist eine Form von Intertextualität und bezeichnet die Artikulierung verschiedener Diskurse innerhalb verschiedener Diskursordnungen. Die Grenzen innerhalb einer Diskursordnung können sich ändern, wenn Diskurse auf neue Weise artikuliert werden. Werden diskursive Praxen in einer neuen kreativen interdiskursiven 'Mischung' zusammengesetzt, trägt dies zu einem soziokulturellen Wandel bei. Werden diskursive Praxen hingegen konventionell zusammengesetzt, wird die dominierende Diskursordnung und damit die vorherrschende soziale Ordnung aufrechterhalten. Diskursive Reproduktion oder Veränderung wird durch eine Analyse der Beziehungen zwischen den verschiedenen Diskursen in einer Diskursordnung untersucht (Jørgensen 1999: 84).

## 6.5. Diskurs als soziale Praxis

Diskurs als soziale Praxis bildet die letzte Dimension des dreidimensionalen Modells von Fairclough. Die soziale Praxis befasst sich damit, wie ein Diskurs eine bereits existierende Diskursordnung reproduzieren oder transformieren kann, so Fairclough. Damit wird gemeint, dass der Absender einen Diskurs erzeugt, auf den der Adressat reagiert. Wenn der Absender und der Adressat diskursive Konventionen auf neue und innovative Weise kombinieren, entstehen strukturelle Änderungen in der Diskursordnung (Fairclough 1992: 97). "[T]hey are

disarticulating existing orders of discourse, and rearticulating new orders of discourse [...]” (ibid.: 97). Diskursive Veränderung findet also statt, wenn diskursive Elemente auf neue Weise artikuliert werden. Wenn der Diskurs andererseits bewahrend ist, ändert der Adressat weder seine Ansicht noch seine Handlungsweise.

Der Kampf um die Bedeutung ist ein wiederkehrendes Phänomen bei der Anwendung der Diskursanalyse. Der Ausgangspunkt ist, dass kein Diskurs vollständig hergestellt werden kann. Er kollidiert immer mit anderen Diskursen, die die Realität anders definieren. Diskurs entsteht also, wenn Menschen eine Meinung zu einem bestimmten Begriff oder Ereignis haben und da nicht jeder der gleichen Meinung ist, werden Diskurse antagonistisch zueinanderstehen. Hegemonische Interventionen haben die Aufgabe, Antagonismen aufzulösen und so eine Eindeutigkeit für den Begriff beziehungsweise das Ereignis zu schaffen (Jørgensen 1999: 60).

## 6.6. Die Diskurstheorie von Laclau und Mouffe

In dieser Masterarbeit werden Laclau und Mouffe in Form ihrer textnahen Begriffe zur Analyse beitragen, die im Folgenden erläutert werden. Im Gegensatz zu Fairclough, dessen kritische Diskursanalyse auf der Tatsache aufbaut, dass der Diskurs sowohl konstituiert als auch konstituierend ist, betrachten Laclau und Mouffe den Diskurs lediglich als konstituierend (ibid.: 29). Ihre Diskurstheorie basiert auf einer Mischung des Marxismus als das Soziale und des Poststrukturalismus, der eine theoretische Bedeutungsgrundlage bietet. Nach dem Poststrukturalismus erhalten Zeichen<sup>9</sup> ihre Bedeutung, indem sie sich voneinander unterscheiden, aber gleichzeitig erhalten sie kontinuierlich neue Bedeutungen, da sie auf unterschiedliche Weise verwendet werden. Daher wird der Sprachgebrauch zu einem sozialen Phänomen und das Ziel der Diskurstheorie von Laclau und Mouffe ist genau das Verständnis des Sozialen als eine diskursive Konstruktion (ibid.: 34f).

Der theoretischen Überzeugung Laclaus und Mouffes zufolge wird Diskurs als Festlegung von Bedeutung innerhalb eines bestimmten Feldes verstanden. Alle Zeichen, die Teil eines Diskurses sind, sind *Momente*, deren Bedeutungen dadurch gekennzeichnet sind, dass sie sich voneinander unterscheiden (Laclau 1985: 105). Ein Diskurs wird etabliert, indem die Bedeutungen der Zeichen um *Knotenpunkte* auskristallisiert werden. Ein Knotenpunkt ist ein zentraler

---

<sup>9</sup> Das heißt Wörter und längere Textsequenzen

Begriff, über den man den Diskurs analysieren möchte – in diesem Fall die Erinnerungen über West-Berlin, die nicht eindeutig definierbar sind, warum der Text dabei hilft, den Diskurs, das heißt das Verständnis des Knotenpunktes, aufzubauen. Das Definieren eines Knotenpunktes bedeutet eine Reduzierung der Möglichkeiten, indem versucht wird, eine Eindeutigkeit des Knotenpunktes zu schaffen, sodass die zusätzlichen Zuschreibungen, die ein Zeichen in anderen Kontexten haben kann, ausgeschlossen sind (ibid.: 112).

Knotenpunkte sind somit die privilegierten Zeichen, um die ein Diskurs organisiert ist, aber die Knotenpunkte sind an sich ohne Inhalt und werden nur dann bedeutsam, wenn sie in einen bestimmten Diskurs platziert werden. Das heißt, dass der Begriff *Westalgie* an sich keine Bedeutung hat, bis er mit Zeichen beschrieben wird. Die Diskurstheorie hat einen Begriff für Zeichen, die besonders offen für unterschiedliche Bedeutungszuschreibungen sind, diese werden *fließende Bezeichner* genannt. Sie sind also Zeichen, die nicht klar definiert sind, aber meistens eine positive Konnotation haben. *Kindheit* könnte zum Beispiel ein fließender Bezeichner sein, der mit dem Knotenpunkt *Westalgie* assoziiert ist, dem somit positive Konnotationen hinzugefügt werden (Jørgensen 1999: 39). Die fließenden Bezeichner sind daher auch relativ undefinierbar und sagen nichts, bis sie zusammen mit anderen Zeichen Teil einer sogenannten *Äquivalenzkette* werden. Wenn die Zeichen in einer Äquivalenzkette zusammengesetzt werden, definieren sie den Knotenpunkt mehr oder weniger explizit und geben ihm damit eine bestimmte Bedeutung und die von Zeichen beschriebenen Knotenpunkten bilden somit die Grundlage für die Untersuchung der Diskurse (ibid.: 63).

## Äquivalenzkette

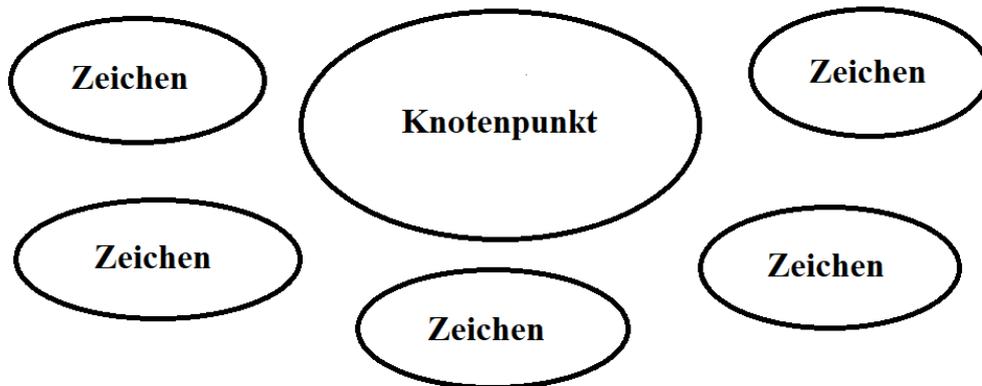


Abb. 3. Eigene Darstellung einer Äquivalenzkette.

Eine Äquivalenzkette steht selten allein, da Texte oft auf ein „ich“ oder ein „wir“ bauen und somit auch eine mehr oder weniger ausgeprägte Opposition, eine *Differenzkette*, enthalten. Diese Ketten stehen antagonistisch zueinander und kämpfen um den hegemonischen Diskurs. Antagonismen finden sich also dort, wo Diskurse aneinanderstoßen und werden durch hegemonische Interventionen aufgelöst, da die hegemonischen Interventionen versuchen, die Eindeutigkeit wiederherzustellen. Wenn *ein* Diskurs wieder vorherrscht, wo es früher einen Konflikt gab, dann ist die hegemonische Intervention erfolgreich. Bei der Arbeit mit einem einzelnen Text ist es möglich, den eigenen Diskurs des Textes zu identifizieren, während gleichzeitig auch ein Diskurs identifiziert werden kann, der sich tatsächlich außerhalb des Textes befindet, aber mit dem der Text jedoch zu kämpfen hat (ibid.: 60f).

Eine letzte Pointe, die in der Arbeit mit der Diskursanalyse betont werden muss, ist, dass der Diskursanalytiker häufig in den Diskursen verwurzelt ist, die er zu analysieren versucht, und selbst wenn er versucht, sich von den Diskursen zu distanzieren, wird es unmöglich sein, die reine und objektive Wahrheit zu finden, da die Wahrheit selbst eine diskursive Konstruktion ist (ibid.: 62).

## 7. Analytische Anwendung der Erinnerungstheorie und der diskursanalytischen Methode

In diesem Abschnitt wird erklärt, wie die Gedächtnistheorie und die diskursanalytische Methode in der Praxis auf die Empirie dieser Arbeit angewendet werden. Anhand des erworbenen Wissens über Gedächtnisformen und diskursanalytische Begriffe soll untersucht werden, welche Erinnerungsdiskurse in der Erinnerungsanthologie *Unser West-Berlin. Lesebuch von der Insel* (2019) zu finden sind. Dies geschieht teilweise durch eine textbasierte Analyse, die auf den Begriffen von Laclau und Mouffe sowie auch Fairclough basiert, indem davon ausgegangen wird, dass Wörter niemals arbiträr sind und deshalb andeuten können, wie es sich mit den Erinnerungen verhält. Durch eine Analyse u.a. von den Knotenpunkten der Texte, der Äquivalenzkette und der Modalität werde ich versuchen, die in der Empirie vorhandenen Erinnerungsdiskurse zu analysieren. Die Operationalisierung baut damit auf einer Synthese zwischen Erinnerungstheorie und Diskurs auf.

Zunächst folgt die textnahe Analyse, die klarlegen wird, wie die Erinnerungsdiskurse textuell initiiert werden. Die textnahe Analyse ist in folgende thematische Kapitel unterteilt: *Kindheit, studieren, rebellieren, protestieren* und *Inseldasein*, da sie die in den Texten am häufigsten vorkommenden Themen sind. Unter dem Begriff *Thema* wird ein Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung verstanden und das Thema eines Textes lässt sich aus seinen zentralen Textobjekten<sup>10</sup> bestimmen (Greule 2017: 58). Das heißt, dass das Thema die Überschrift für das bildet, worum die Diskurse sich organisieren. Nach der textnahen Analyse folgt eine summierende Erörterung der thematischen Abschnitte in Form einer Analyse der diskursiven Praxis, wobei der Schwerpunkt auf der Distribution und Intertextualität liegt. Die in den Theorie- und Methodenkapiteln erwähnten gedächtnis- und diskursanalytischen Begriffe sind in der Analyse nur explizit präsent, wenn sie als relevant angesehen werden und daher werden sie nicht chronologisch behandelt.

Der Zweck der Analyse ist es, zu beleuchten, wie sich die Erinnerungsdiskurse in den Texten entfalten. Es ist wichtig darauf hinzuweisen, dass nicht alle Texte der Anthologie ins Spiel kommen, sondern nur diejenigen, die zur Analyse der obenerwähnten thematischen Kapitel

---

<sup>10</sup> Mit *zentralen Textobjekten* sind die Gegenstände in einem Text gemeint, die den Kern des Textes bilden.

beitragen können. Die Untersuchung der Erinnerungsdiskurse in den Texten wird zu einer eigentlichen Interpretation der Zeit im ehemaligen West-Berlin führen.

## 8. Analyse

Die dreißig Jahre nach dem Fall der Mauer erschienene Anthologie *Unser West-Berlin. Lesebuch von der Insel* (2019) lässt 21 West-Berliner AutorInnen und JournalistInnen zu Wort kommen und ihre Erinnerungen an die Halbstadt erzählen, in der sie aufgewachsen sind. Die Anthologie besteht aus einer Mischung kurzer autobiografischer und über West-Berliner Besonderheiten berichtender Prosatexte, die zu einem Wechsel zwischen persönlichen Erinnerungen und einer Art Kuriositätenkatalog beitragen. Die Texte lassen die Erinnerungen des ehemaligen West-Berliner Lesers<sup>11</sup> auflodern, während sie dem außerhalb West-Berlins aufgewachsenen Leser einen Einblick in das Leben auf der mit der Wende verschwundenen Insel geben.

Wie in der Abgrenzung der Arbeit erwähnt, wird angenommen, dass insbesondere die Kindheit, die Jugend und die frühen Erwachsenenjahre im menschlichen Gedächtnis am stärksten bleiben, weshalb die Empirie gut für die Untersuchung der Erinnerungen der West-Berliner an das ehemalige West-Berlin geeignet ist, da die AutorInnen gerade ihre Kindheit und Jugend in West-Berlin verbracht haben.<sup>12</sup> Darüber hinaus ist diese Anthologie ausgewählt, indem sie die Aktualität der Arbeit dokumentiert und von verschiedenen West-Berlinern verfasst ist, was dem Leser einen nuancierten und differenzierten Einblick in den Mikrokosmos gewährt, in dem viele West-Berliner damals lebten.

In Bezug auf die Quellenangaben in der Analyse ist es wesentlich zu betonen, dass die Prosatexte in der Anthologie selbstverständlich von verschiedenen AutorInnen verfasst sind, was bedeutet, dass eine große Anzahl von Nachnamen in den Quellenangaben zu finden ist. Diese beziehen sich jedoch auf dasselbe Werk, nämlich die Anthologie.

---

<sup>11</sup> „Der ehemalige West-Berliner Leser“ wird in dieser Analyse mehrmals erwähnt und um jeden Zweifel zu vermeiden, ist es wichtig zu betonen, dass es sich um einen Leser handelt, der im ehemaligen West-Berlin (1949-1990) aufgewachsen ist oder dort gelebt hat.

<sup>12</sup> Es gibt jedoch einen Autor, der nicht in diese Kategorie fällt.

## 8.1. Kindheit

Alle haben Erinnerungen an ihre Kindheit, aber um etwas Allgemeines über den oder die in diesem Abschnitt vorgestellten Diskurse sagen zu können, muss zunächst der Knotenpunkt des Textes gefunden werden, das heißt das privilegierte Zeichen, um das sich die Diskurse organisieren. Da der zentrale Punkt dieses Analyseabschnitts die Kindheit betrachtet, wird der Knotenpunkt deshalb *West-Berliner Kindheit* sein. Der Knotenpunkt ist an sich neutral, bis er mit Zeichen beschrieben wird. *Weihnachtsrituale, spielen ohne elterliche Kontrolle und Döner als Grundnahrungsmittel* und *Transit nach Wessiland* sind alle Zeichen, die den Knotenpunkt beschreiben und somit Teil der Äquivalenzkette sind.

Wenn es Etwas gibt, das besonders stark in Erinnerung bleibt, dann ist es für manche die Weihnachtszeit als Kind. Der Zustand der Freude und Spannung anlässlich der von vielen Traditionen geprägten Adventszeit war natürlich auch in West-Berlin zu finden. Kerstin Schilling beschreibt zwei Rituale, die für die Kindheit in der Mauerstadt definierend waren und indem sie diese Rituale beschreibt, hebt sie gemeinsame Erinnerungen der ehemaligen West-Berliner Kinder hervor, die Halbwachs zufolge das wichtigste Mittel der Kohäsion sind. Das erste Ritual war der Weihnachtsbesuch bei Familie und Freunden in der DDR, der bis ins kleinste Detail geplant und organisiert wurde. Dies inkludierte eine lockere Verpackung der Geschenke, die eine schnellere Kontrolle am Grenzübergang sichern sollte und zu einer tief verwurzelten Gewohnheit geworden war (Schilling 2019: 16). Das zweite Ritual war ein Kerzengruß an die Menschen in Ost-Berlin, die wissen sollten, dass sie nicht vergessen waren. In dieser Weise veranstalteten West-Berliner Familien kleine Kerzenzeremonien mit Schnaps und Christbaumkerzen, die bei den alten Doppelfenstern platziert wurden, die zu dieser Zeit nicht ganz dicht waren, was eine größere Aufräumarbeit zur Folge hatte: "Dass wir Kinder danach die Wachsreste vom Fensterbrett abkratzen mussten, gehörte ebenso zu den weihnachtlichen Ritualen" (ibid.: 19).

Diese Weihnachtsrituale erzeugen beim Leser ein Gefühl der Nähe und Gemeinschaft in den West-Berliner Wohnzimmern, die sich jedoch laut des Textes mit der Wiedervereinigung verändert haben. Schilling kann als Zeitzeuge dieser Traditionen sie primär mit den Generationen teilen, die das gleiche Gedächtnisprofil haben, da diese Personen auch fast den gleichen Verständnishorizont besitzen. Wenn Schilling, ihre West-Berliner Mitbürger und die nachfolgende Generation sterben, wird die Möglichkeit der Weitergabe der Erinnerung geschwächt, da

sowohl der Empfänger als auch der Absender keine direkte Zugehörigkeit zum ehemaligen West-Berlin und damit auch einen anderen Verständnishorizont haben. Der Leser kann die Stimmung spüren, die mit den Traditionen verbunden ist, aber wenn er kein ehemaliger West-Berliner ist, kann er sie aufgrund seiner Lebensauffassung nicht vollständig verstehen. Die Erinnerungen an die Weihnachtstraditionen schaffen also einen Raum, in dem die ehemaligen West-Berliner das teilen können, was Assmann als *kommunikatives Gedächtnis* bezeichnet.

Schilling beschreibt ihre Weihnachten als voller Traditionen, die "unsere Kindheit unvergesslich geprägt [haben], obwohl sie mit dem Fall der Mauer in Vergessenheit geraten sind" (ibid.: 16). Dass Schilling das Possessivpronomen „unser“ verwendet, unterstreicht ihre völlige Zustimmung der Aussage, dass die Kindheit durch diese Weihnachtstraditionen unvergesslich geprägt wurde, während die Modalität der folgenden Aussage distanzierter ist: "Ansonsten hatte die Weihnachtszeit den Vorteil, dass Berlin sich von Menschen leerte. Die vielen zugezogenen "Westdeutschen" waren nicht mehr in der Stadt" (ibid.: 19). Hier ist weniger deutlich, ob Schilling es persönlich für einen Vorteil hielt, dass die nicht echten West-Berliner die Stadt verließen, oder ob es einfach die allgemeine Einstellung der Bürger der Stadt war. Nicht nur in Schillings autobiografischem Text werden die Westdeutschen ab und zu als unerwünschte Gäste beschrieben, sondern auch in einem der vielen anderen Texte der Anthologie erfährt der Leser, dass die Ankunft der Westdeutschen in der Stadt mit dem Abschied vom originalen West-Berlin verbunden war (Kurth 2019: 34). Demzufolge entsteht ein bestimmter Diskurs, dass West-Berlin für West-Berliner war. Dieser Diskurs kann sowohl vom Handeln der West-Berliner und ihren Äußerungen über die Westdeutschen und andere Zuzügler konstituiert sein, aber gleichzeitig auch konstituierend sein, indem die AutorInnen durch ihre Produktion der Texte versucht haben, diese Ansicht dem Leser zu vermitteln. Hiermit entsteht also eine dialektische Wechselbeziehung, die mit Faircloughs Diskursverständnis übereinstimmt, nämlich dass der Diskurs sowohl konstituiert als auch konstituierend ist.

Das zweite Zeichen in der Äquivalenzkette, das den Knotenpunkt *West-Berliner Kindheit* charakterisiert, ist *Spielen ohne elterliche Kontrolle und Döner als Grundnahrungsmittel*. Allein auf der Grundlage dieser Worte spürt der Leser die emanzipatorische Stimmung, mit der viele West-Berliner Kinder aufgewachsen sind. Erkan Arikan, ein in Wedding aufgewachsenes türkisches Kind, erinnert sich an eine Zeit, wo er und seine Freunde den ganzen Tag draußen auf der Straße spielten und erst nach Hause mussten, wenn es dunkel wurde und die Mütter nach ihnen riefen (Arikan 2019: 72). Dies war eine Zeit, in der es Raum gab, ein Kind zu sein.

Ebenso musste er auch selbst den Weg zur Schule finden: „Bald darauf ging ich [...] zur Schule – selbständig“ (ibid.: 74). Dieser Bindestrich hebt hervor, dass er gerade ohne Eltern allein zur Schule ging und kann entweder als eine indirekte Kritik an der gegenwärtigen Gesellschaft oder als eine implizite Betonung des Lebens auf einer friedlichen Insel interpretiert werden. Unter allen Umständen beschreibt Arikan sich selbst als ein Schlüsselkind: „ein nach dem Schulunterricht weitgehend sich selbst überlassenes Kind berufstätiger Eltern“ (Duden). Dass Arikans Wortwahl auf „Schlüsselkind“ fällt, trägt dazu bei, eine bestimmte Version der Realität und der sozialen Identität in West-Berlin zu konstruieren. Die Aussage: „Ich war, was man damals als Schlüsselkind nannte“ (Arikan 2019: 74) gibt einen Einblick in die West-Berliner Normen und der in dem West-Berliner Milieu verwendete Jargon.

Die Inselkinder wuchsen mit Ausnahmezustand als Normalität auf und dies wird in einem Abschnitt über das Füttern der Enten an der westlichen Uferkante der Spree deutlich, denn es war nicht nur eine angenehme Sonntagsaktivität, sondern auch höchst gefährlich und staatspolitisch kompliziert. Die Grenze zwischen Ost und West verlief nämlich nicht in der Mitte des Flusses, sondern am westlichen Ufer: „Wenn also ein Kind am Ufer ins Wasser fiel, durfte die West-Berliner Feuerwehr nicht helfen. Ehe aber ein Wachboot der DDR ankam, das hier einen Fluchtversuch vermutete, war das Kind längst ertrunken“ (Kurth 2019: 30). Obwohl West-Berlin nach dem Mauerbau oft als ein idyllisches Paradies zwischen den zwei Fronten beschrieben wird und Plowman *Westalgie* als Heimweh nach dem Paradies definiert,<sup>13</sup> scheint also nicht alles idyllisch. Eine solche Seite der West-Berliner Kindheit muss natürlich auch beleuchtet werden, um ein authentisches Bild zu gewährleisten. Wichtig ist jedoch zu unterstreichen, wie das Zitat auch zeigt, dass der Autor keine konkrete Beschreibung einer Situation findet, die er selbst erlebt hat oder die ihm erzählt wurde und dass diese tragischen Ereignisse daher wahrscheinlich eine periphere Position in seinem Gedächtnis bekommen.

Viele West-Berliner Kinder wuchsen in unkonventionellen Familien mit jungen, linken Eltern auf, die die Welt verändern wollten. Dies galt auch für Detlef Kurth, dessen junge Eltern sich 1966 trotz Warnungen der Arbeitgeber für den Umzug in die SO36<sup>14</sup> Kreuzberg entschieden hatten. Das Aufwachsen unter Studenten, Türken und Aussteigern bedeutete ein Labor für

---

<sup>13</sup> Siehe die Begriffsklärung.

<sup>14</sup> Bezieht sich auf die frühere Postleitzahl des Gebiets. Später, insbesondere in den 1980er Jahren, zählte SO36 zu einer der kulturellen Keimzellen. Müller, Wolfgang. *Subkultur. West-Berlin 1979-1989*. Hamburg: Philo Fine Arts, 2013, S. 105.

neue Lebensformen – auch für die Kinder: „Kreuzberg wurde zu unserer Heimat – zu einer bunten, widersprüchlichen, querdenkenden, rauen und zugleich herzlichen Heimat“ (ibid.: 27). Mit diesen Worten spricht Kurth im Namen anderer Kreuzberger Kinder, was auch im intertextuellen Titel des Textes „Wir Kinder von Kreuzberg“ zum Ausdruck kommt. Es ist zu vermuten, dass die Erinnerungen an die Zeit, wo die Miete fast nichts kostete, SO36 noch eine graue und verlassene Gegend war und viele der Gebäude zum Abriss verurteilt waren, dazu beitragen, ein Gemeinschaftsgefühl bei den ehemaligen West-Berlinern zu erzeugen. Dies ist ein Beispiel dafür, dass Erinnerungen nicht nur die Vergangenheit archivieren, sondern auch zu einem Reflexionsmaterial funktionalisiert werden, weshalb argumentiert werden kann, dass sich die Erinnerungsliteratur eher auf die Gegenwart als auf die Vergangenheit bezieht. Die unkonventionellen Eltern erkundeten nicht nur die Form des Wohnens, sondern auch die Kost wurde umgestaltet. Der einzige Ausweg war Döner, „wenn unsere Eltern wieder mal ein makrobiotisches Nahrungsexperiment mit uns versuchten, beispielsweise – ungelogen – Sauerkrauteintopf mit Soja-Käse“ (ibid.: 29). Dies gibt auch den Eindruck, dass die Kinder oft auf sich allein gestellt waren, während die Eltern damit beschäftigt waren, die Welt zu retten und zu verändern. Wenn die Kinder nicht allein spielten, wurden sie zu einer Vielzahl von Demonstrationen für Frieden und Hausbesetzer und gegen Atomkraftwerke und den Senat mitgenommen (ibid.: 35).

Die Initiative der Eltern zur Veränderung der Gesellschaft erschreckte sich auch auf die Kindertagesstätten, die zu einem Labor für antiautoritäre gewaltfreie Erziehung wurden, wo die Kinder sogar lernten, politische Debatten zu führen (ibid.: 30f). „Wir durften im Kindergarten auch viel experimentieren. So haben wir einmal den Teig für Kekse mit Sand gemischt, um selbst herauszufinden, wie schrecklich das schmeckte“ (ibid.: 31). Die Kindheit war also von kreativer Entfaltung geprägt und diesen für die Kindheit charakteristischen 68-Bezug, versucht Kurth zu konservieren, indem er die Erinnerungen aufschreibt. Wenn Kurth mehrmals das Possessivpronomen *unser* und das Personalpronomen *wir* verwendet, ist nicht auszuschließen, dass die West-Berliner Leser dazu neigen, ihre persönlichen Erinnerungen so zu revidieren, dass sie an Kurths Erinnerungen angepasst werden, die daher zu einer gemeinsamen kollektiven Vergangenheit werden. Obwohl davon ausgegangen wird, dass die Anthologie kein Ausdruck einer direkten politischen Instrumentalisierung ist, bei der im Voraus entschieden wurde, welche Erinnerungen dargestellt werden sollen, besteht möglicherweise immer noch die Tendenz, die Vergangenheit so zu rekonstruieren, dass die eigene Sache und daher der Diskurs über West-Berlin als ein interessanter Ort gefördert wird. Wenn Kurth aber sogar die ehemaligen West-

Berliner Leser in Form des Personalpronomens *wir* miteinbezieht, besteht Warring zufolge das Risiko, dass die Leser versuchen, diskontinuierliche Erinnerungen miteinander zu verbinden und irgendwann völlig damit aufhören, zwischen ihnen zu differenzieren. Dies führt zu einer Verdrängung der Elemente, die nicht als einprägsam angesehen werden.

Durch Kurths Bericht über seine Kindheit in West-Berlin bekommt die amorphe Realität eine feste Form und er schafft auf der Grundlage des von ihm geführten Diskurses ein Verständnis für die Zeit in West-Berlin. Obwohl er nicht explizit durch eine Reihe von Adjektiven konkludiert, ob eine West-Berliner Kindheit gut oder schlecht war, gewinnt der Leser dennoch einen impliziten Eindruck von West-Berlin und dem Diskurs, den der Text über West-Berlin hat, nämlich, dass es ein Ort für kreative Seelen war und wo Eltern ihre Kinder teilweise sich selbst überlassen konnten. Sie lebten ja auf einer friedlichen Insel.

Nicht nur Kurth erinnert sich an seine Zeit im Kindergarten, auch ein anderer Autor der Anthologie beschreibt u.a. die Weihnachtsaufführungen im Kindergarten und wie er heute, viele Jahre nach dem letzten Kindergartenbesuch, Tränen in den Augen bekommt, wenn er den Kindergarten passiert. "Alles war noch fast so wie 1974. [...] Aber ich habe mich nicht getraut reinzugehen. Denn ich wollte meinen Kindergarten so in Erinnerung behalten, wie ich ihn 45 Jahre vorher verlassen hatte" (Arikan 2019: 71). Hier kommt eine sehr emotionale Sehnsucht nach dem, was einst war, deutlich zum Ausdruck. Dieser nostalgische Umgang mit der Vergangenheit ist mit Idylle verbunden und stellt die Vergangenheit in einem besonders günstigen Licht dar. Dies ist der Autor sich bewusst, indem er im obigen Zitat betont, dass er es nicht wagt, den Kindergarten zu besuchen, da er vor allem die Erinnerungen nicht beeinflussen will, aber wahrscheinlich auch, weil er nervös ist, enttäuscht zu werden. Der Kindergarten könnte viel kleiner und weniger fantastisch sein, als er sich erinnert. Der nostalgische Umgang mit der Vergangenheit kann somit zu einem verzerrten Bild der Vergangenheit führen, indem die Vergangenheit wahrscheinlich idealisiert wird, wenn sie nacherzählt wird.

In Berlin aufgewachsen kommt man nicht um den Berliner Dialekt herum, der auch den Weg in die Anthologie gefunden hat. *Juten Tach* und eine große Anzahl von *J* charakterisieren die Texte und auf diese Weise fungiert die Verwendung des Dialekts durch die Autoren als kommunikatives Gedächtnis, das die mündliche Tradition archiviert. Die Verwendung des Dialekts in schriftlicher Form ist somit eine kommunikative Gedächtnisstrategie, da diese dialektischen Wörter nicht nur die Berliner Kultur konservieren, sondern auch Teil der Kultur sind,

und zwar in Form einer Sprache. Diese Gedächtnisstrategie nennt Assmann *das bewohnte Gedächtnis*, da die Sprache sehr identitätsprägend ist und der Dialekt damit die Gemeinschaft und die Identität Berlins sichert und gleichzeitig eine Abgrenzung zu Menschen aus anderen geografischen Gebieten schafft.

1989 mussten die West-Berliner sich damit abfinden, dass sich alles ändern würde, denn ”massenweise kamen fremde Menschen aus der DDR auf unsere Insel und wir verloren unseren behelfsmäßigen West-Berliner Personalausweis [...]. Unsere alte Heimat Kreuzberg SO36 ist seitdem unwiderruflich verlorengegangen“ (Kurth 2019: 37). Mit diesen Worten endet Kurths autobiografischer Text *Wir Kinder von Kreuzberg* über seine von emanzipatorischer 68-Stimmung geprägte Kindheit. Aufgrund ihrer Kombination von interpersonellen und textuellen Bedeutungseinheiten sind Sätze multifunktionell, das heißt, dass Kurth bewusst oder unbewusst eine Wahl bezüglich der Satzstruktur getroffen hat und dem Satz somit auch eine bestimmte Bedeutung zugewiesen hat. In diesem Fall handelt es sich um einen Textaspekt, da der Autor *unsere alte Heimat* an die erste Stelle platziert hat, was betont, dass *unsere alte Heimat* das Subjekt und damit das Thema des Satzes ist. Von nur diesem einzigen Satz ausgegangen weiß der Leser nicht, was die Ursache für das Verschwinden von Kurths Heimat ist, sondern nur aus dem Kontext: *massenweise kamen fremde Menschen aus der DDR auf unsere Insel*. Dieser Satz verstärkt auch den Diskurs, dass West-Berlin für West-Berliner war.

Wieder verwendet Kurth das Possessivpronomen *unser* und umfasst damit ein umfangreiches Identitätsspektrum, das einen breiten Appell gewährleistet. Diese generalisierende Rhetorik, wo das *ich* zu einem *wir* wird, kann dazu beitragen, die ehemaligen West-Berliner zu vereinen. Der Satz mit seinem sachbezogenen Inhalt *unsere alte Heimat ist unwiderruflich verlorengegangen* manifestiert die West-Berliner als Verlierer der Wiedervereinigung und die Tatsache, dass die West-Berliner ihr West-Berlin verloren haben, kann zu einem Gefühl des Verlustes führen, was wiederum zu einem starken Zusammenhalt führen kann. Dieser Zusammenhalt, der Assmann zufolge eine Unterkategorie des kollektiven Gedächtnisses ist, nämlich das Verlierergedächtnis, versucht Kurth bei der Verwendung des Pronomens *unser* hervorzuheben. Hier könnte überlegt werden, ob Gedächtnistheorien ausreichen, um ein glaubwürdiges Bild von West-Berlin zu vermitteln, denn etwas deutet darauf hin, dass das kollektive Gedächtnis von Emotionen beeinflusst wird. Diese Emotionen können dazu beitragen, ein Feindbild<sup>15</sup> zu

---

<sup>15</sup> In diesem Fall ein Feindbild der *massenweisen fremden Menschen aus der DDR*.

konstruieren, das aufgrund der Unfähigkeit, konstruktiv mit den negativen Erinnerungen umzugehen, verstärkt wird. Emotionen können somit das Gedächtnis steuern.

Das dritte Zeichen, das den Knotenpunkt beschreibt, ist *Transit nach Wessiland* und wie das Zeichen verdeutlicht, findet hier ein Treffen mit den Westdeutschen statt. Die Herausforderungen, die damit verbunden waren, West-Berlin zu verlassen und in das von West-Berlinern genannte *Restdeutschland* zu reisen, erinnern sich die meisten West-Berliner wahrscheinlich noch heute: "Aus West-Berlin herauszukommen war gar nicht so einfach [...] denn wir mussten – immer – lange warten (Dückers 2019: 79). Am Grenzübergang wurden die West-Berliner auch daran erinnert, dass sie nicht nur Bewohner eines idyllischen, friedlichen, dritten Planeten waren, sondern auch zwischen zwei Fronten lebten. Dieser Kalte-Krieg-Bezug kam u.a. zum Ausdruck durch den Grenzpanzer, dessen Geschützrohr auf West-Berlin gerichtet war und diese Symbolsprache verstanden sogar die Kinder (ibid.). In West-Berlin zu wohnen, war natürlich etwas Besonderes und in ihrem Erinnerungstext fokussiert Tanja Dückers sehr darauf, den Unterschied zwischen West-Berlinern und Wessis zu unterstreichen:

Wessis waren Menschen von einer anderen Welt, die zwei Grenzen passieren mussten, um uns zu besuchen. Das Land, aus dem sie stammten, hieß BRD oder Westdeutschland – das Land, in dem wir lebten, hieß Berlin. Auf einer Urlaubsreise nach Cornwall mit den Eltern wiederholte ich hartnäckig, ich sei nicht aus Germany, sondern aus Berlin. Wir sagten nicht West-Berlin, sondern Berlin. Es lag auf der Hand, dass wir nicht in Ost-Berlin wohnten, sonst würden wir nicht in Cornwall Federball spielen (ibid.: 80).

Mit diesen Worten vermittelt Dückers ihre persönliche Erinnerung und betont den Diskurs, dass West-Berlin nicht mit Westdeutschland identisch sei. Durch diese textuelle Vermittlungsform versucht sie, den Diskurs über West-Berlin als etwas Einzigartiges und nicht nur als Teil Westdeutschlands zu verbreiten.

Im Zusammenhang mit der Identifizierung des Knotenpunktes *West-Berliner Kindheit* anhand der Zeichen *Weihnachtsrituale, spielen ohne elterliche Kontrolle und Döner als*

*Grundnahrungsmittel* und *Transit nach Wessiland* erschienen mehrere fließende Bezeichner. Bunt, herzlich und querdenkend sind alle fließende Bezeichner im Knotenpunkt *West-Berliner Kindheit*, die für viele Leser positive Konnotationen hervorrufen und dem Diskurs somit eine positive Bedeutung zuschreiben. Der fließende Bezeichner *herzlich* kann ausschließlich als Positives interpretiert werden, aber gleichzeitig ist das Adjektiv so universell und ordinär, dass es die Kindheit in vielen anderen Ländern genauso gut beschreiben könnte und das Wort beschreibt die West-Berliner Kindheit daher nicht als etwas Einzigartiges. Die Adjektive *bunt* und *querdenkend*, die in der Anthologie mehrmals erwähnt werden, sind dagegen Adjektive mit einem Inhalt, der West-Berlin beschreibt und dem Leser einen Einblick in eine Gesellschaft gibt, in der es nicht ungewöhnlich war, im Bus neben einem Punk in Lederkluft mit einer Ratte auf der Schulter zu sitzen (Kurth 2019: 35). Diese durch den Knotenpunkt, die Zeichen und die fließenden Bezeichner analysierende Äquivalenzkette steht jedoch nicht allein, da in der Anthologie nicht nur die Sicht der West-Berliner zum Ausdruck kommt, sondern die Westdeutschen auch an mehreren Stellen die Enklave kommentieren. Daher entsteht eine Differenzkette, die auch zur Analyse des Knotenpunktes beitragen kann.

Während Dückers Vater West-Berlin als „die lebendigste Stadt Deutschlands“ bezeichnet (Dückers 2019: 85), äußerte sich der diskussionsfreudige Onkel aus Westdeutschland nach einem Besuch in der Stadt zu seinem Eindruck von West-Berlin: „Ihr lebt in einer sterbenden Stadt! Nicht mal am Kriegsende kann Berlin trauriger gewesen sein als jetzt!“ (ibid.). Er war nicht von seiner Meinung abzubringen und fügte hinzu, dass West-Berlin ein absurdes Konstrukt sei, wo nur „alberne Abenteuerkinder“ wohnten, die sich selbst verwirklichen wollten (ibid.). Eine Stadt, in der es wegen Drogen, Christiane F. und Hausbesetzer gefährlich sei, ohne Messer auf die Straße zu gehen (ibid.: 83). Der westdeutsche Onkel beschreibt West-Berlin indirekt als eine verfallende Stadt, in der es für Kinder unsicher war. Basierend auf der obigen Analyse deutet es jedoch nicht darauf hin, dass die West-Berliner Kinder aufgrund ihres Aufwachsens in West-Berlin besondere Verluste erlitten haben oder negativ geprägt worden sind. Aber was wissen die Westdeutschen überhaupt über West-Berlin? Sie denken doch, dass die West-Berliner im tiefen Osten, kurz vor dem Ural, lebten (ibid.: 82) und ihre Vorstellungen waren von der Luftbrücke und der Springer-Pressen<sup>16</sup> geprägt (Schilling 2019: 20). Dückers, die

---

<sup>16</sup> Die Springer-Pressen ist politisch rechts stehend. Floryan, Jan Jakob. *Springer-Pressen*. Den Store Danske, 2016.

dagegen eine starke Zugehörigkeit zur Stadt hat und einen Einblick in die West-Berliner Kindheit hat, erinnert sich an die Stadt als einen guten Ort trotz ihrer Ecken und Kanten:

Selbst von den Nutten, den Säufern und den ewigen An-die-Wand-Pinklern am stinkenden Zoo ging etwas aus, das einen nicht wirklich glauben ließ, diese Stadt würde einfach so sterben. Berlin fühlte sich irgendwie immer gut an, auch wenn es nicht schön aussah – gerade an seinen hässlichen Ecken (Dückers 2019: 85).

Der Diskurs über West-Berlin (und damit die West-Berliner Kindheit) als eine friedliche, lebendige und kreative Insel wird infrage gestellt, da mit der Differenzkette ein Gegendiskurs entsteht und damit auch eine Kluft zwischen den Mauerbau-Berlinern und den nicht aus West-Berlin stammenden Gästen, die der West-Berliner Mentalität verständnislos gegenüberstehen. *Sterbende, unsicher, absurde Konstruktion, im tiefen Osten* sind alle Zeichen in der Differenzkette, die den Knotenpunkt beschreiben. Es gibt also zwei Diskurse, die miteinander kollidieren und somit in einem antagonistischen Verhältnis zueinanderstehen. Die beiden Diskurse definieren West-Berlin auf unterschiedliche Weise. Der eine Diskurs beschreibt West-Berlin als lebendig, während der andere ihn als sterbend beschreibt – also diametrale Gegensätze. Ausschließlich basierend auf der obigen Analyse der West-Berliner Kindheit deutet es nicht darauf hin, dass die in Opposition zueinanderstehenden Diskurse vereint werden können, aber dass die Anthologie, die wegen ihres Ursprungs hauptsächlich positive Konnotationen hervorbringt, durch eine hegemoniale Intervention versucht, den Antagonismus aufzulösen, um eine Eindeutigkeit über die West-Berliner Vergangenheit zu schaffen.

Hier könnte überlegt werden, ob die diskursanalytische Methode ausreichend ist, um ein differenziertes Bild der Zeit in West-Berlin zu vermitteln oder ob sie einfach vermag, einen allgemeinen Überblick über die in der Anthologie anwesenden Diskurse zu verschaffen und somit keine Subjektivität konstruiert. Wenn es nur *einen* herrschenden Diskurs geben kann, muss dieser Diskurs ein breit gefächertes Diskurs sein, weshalb die Subjektivität nicht berücksichtigt werden kann. Daher muss von einer Diskursanalyse immer ausgegangen werden, dass bestimmte Faktoren hervorgehoben und andere ignoriert werden. Es kann deswegen

argumentiert werden, dass die bewusste Ausdrucksstrategie der diskursanalytischen Methode, bei der die West-Berliner den positiven Diskurs intensivieren und andere Gesichtspunkte ignorieren, die Subjektivität nicht gewährleistet. Die diskursanalytische Methode übersieht somit Elemente, die nicht zu den übergeordneten Diskursen passen.

## 8.2. Studieren, rebellieren, protestieren

Die Jugendjahre und die frühen Erwachsenenjahre, in denen sich der Mensch selbst wirklich kennenlernt, waren in West-Berlin u.a. durch experimentelle Lebensformen gekennzeichnet. Die *West-Berliner Jugend*, die hier den Knotenpunkt ausmacht, wird anhand von drei Zeichen (Äquivalenzbegriffen) analysiert, die es ermöglichen, den oder die in diesem Abschnitt vorzufindenden Diskurse über die West-Berliner Jugend zu entdecken. Die drei zu analysierenden Zeichen sind: *Kommunen gründen und später Häuser besetzen*, *Demonstrationen* und *die heterogene Zusammensetzung der Bevölkerung*.

Als Gegenmodell zu den klassischen, bürgerlichen Kleinfamilien wurde in den späten 60er, 70er und frühen 80er Jahren mit den Wohnformen viel experimentiert. 1966 heiratete eine junge Amerikanerin den aus der DDR geflüchteten Rudi Dutschke, der eine der Leitfiguren der westdeutschen Studentenbewegung war. Die junge amerikanische Frau, Gretchen Dutschke, reiste aufgrund ihrer Ehe nach Berlin, wo sie begann, die damaligen Wohn- und Lebensformen herauszufordern. Mit dem Wunsch, einen völlig inkompatiblen Lebensstil zu schaffen, versuchte sie, eine Kommune zu gründen, in der Menschen zusammenzogen, alles teilten, politisch zusammenarbeiteten und einfach Spaß hatten. Eine Art Reaktion auf die konservative Gesellschaft (Dutschke 2019: 38). Dies kann als Kampf gegen den steigenden Kapitalismus betrachtet werden, indem Konsum nicht mehr die Grundlage des Glücks ausmachen sollte, sondern wachsende Solidarität und persönliche Beziehungen. Dieser Wunsch nach gesellschaftlicher Veränderung verstärkt den Diskurs, dass West-Berlin eine Stadt war, die sich immer in einem Zustand des ständigen Wandels befand.

Aber warum wollten die West-Berliner Veränderungen? Die Texte drücken nicht explizit aus, welche Veränderungen sich die West-Berliner wünschten, sondern einfach die Tatsache, dass sie gerade Veränderungen wollten: "Wir wollten eine politische Kommune gründen, einen Ort, an dem Menschen sich entwickeln, neue Wege der Politik erproben und die Gesellschaft verändern konnten" (ibid.: 39). Durch das Lesen der Anthologie wird jedoch deutlich, dass die

jungen West-Berliner die Dritte Welt unterstützen, die Gleichberechtigung von Männern und Frauen schaffen und sich von der autoritären Gesellschaft entfernen wollten (ibid.: passim). Dieser Wunsch, zusammenzustehen und Veränderungen zu schaffen, erzeugt beim Leser ein Gefühl der Gemeinschaft, obwohl der nicht aus West-Berlin stammende Leser kulturell und zeitlich von den Texten entfernt ist.

Obenstehendes Zitat wird mit dem Personalpronomen *wir* eingeleitet, was indirekt eine mehr oder weniger ausgeprägte Opposition bedeutet – in diesem Fall eine Differenzkette. Dutschkes Vorstellung von einer Kommune mit freundlichen, toleranten Menschen (ibid.: 38f) trägt zum Diskurs bei, dass West-Berlin ein friedlicher Ort war, an dem die Menschen aufgeschlossen waren. Dutschke und ihre Anhänger waren jedoch nicht allein mit der Idee der Kommunen. Kurz nachdem Dutschke Mitte der 60er die Idee einer Kommune introduziert hatte, kam ein angriffslustiger Mann nach Berlin: "Damit änderte sich sofort die Atmosphäre. Sie wurde aggressiver, intoleranter, kontroverser" (ibid.: 41). Der neue Anhänger gründete eine Kommune *die Kommune 1*, deren Eskapaden sowohl das Interesse der Medien weckten als auch zur Verhaftung der ganzen Kommune führten. Dutschke zufolge war *Kommune 1* durch Unterdrückung von Frauen und Demütigung gekennzeichnet (ibid.: 42ff) und so entsteht ein Gegendiskurs zum Knotenpunkt *West-Berliner Jugend*, der mit einem neuen Aspekt zum Verständnis der Jugend beiträgt. Die Jugendkultur, die sich Dutschke in West-Berlin vorstellen konnte, war eine Kultur, die aus Solidarität, Gemeinschaft und Verbundenheit bestand, während *Kommune 1* eine Seite West-Berlins zeigte, die aus Getrenntheit, Gemeinheit und Wettbewerb bestand.

15 Jahre später waren viele junge West-Berliner immer noch von dem Konzept des Zusammenlebens in einem Kollektiv inspiriert, aber im Gegensatz zu den 60er Jahren steckten in geringerem Grad politische Missionen dahinter. Trotzdem war das Leben als Hausbesetzer gut organisiert: „Das Wichtigste waren die täglichen Versammlungen. Beim Plenum herrschte Anwesenheitspflicht. Hier wurde alles besprochen: Wie das Haus instandgesetzt werden sollte, die Putz- und Kochpläne, das Verhalten auf Demos – Steine werfen oder keine Steine werfen“ (Lamberty 2019: 115). Bei den Demonstrationen wurden für die tausenden leerstehenden Altbauwohnungen gekämpft, die jedes Jahr abgerissen wurden, während zehntausende Menschen Unterkünfte suchten. 1980 explodierte die „Instandbesetzer“-Bewegung, die jeden Tag neue Gebäude besetzte: "Legal, illegal, scheißegal" (ibid.: 114). Obwohl fast die Hälfte der West-Berliner die Hausbesetzungen akzeptierte und die Hausbesetzer in West-Berlin einen relativ positiven Ruf hatten, schrieb die politisch rechts stehende Springer-Presse trotzdem von

„Chaoten“ und „Steinwerfer“ (ibid.). Wieder gibt es zwei Diskurse über West-Berlin, die zwar nicht eindeutig miteinander kollidieren, aber West-Berlin auf verschiedene Weise betrachten. Während viele West-Berliner die Hausbesetzungen akzeptierten, wurde der Diskurs der Westdeutschen über West-Berlin durch die Springer-Presse konstituiert, die gerade West-Berlin als eine von Unruhen geprägte Stadt beschrieb. Es besteht kein Zweifel daran, dass es in West-Berlin zu Unruhen gekommen ist und dies verbergen die Erinnerungstexte der Anthologie auch nicht, aber dass die West-Berliner als „Chaoten“ und „Steinwerfer“ beschrieben werden, verstärkt den Gegendiskurs, das heißt den Diskurs der Westdeutschen. Als Leser der Anthologie und nicht der Springer-Presse besteht keine Möglichkeit zu wissen, ob die Springer-Presse die West-Berliner mit anderen positiveren Adjektiven beschrieb, weshalb in diesem Fall ausschließlich von den Wörtern ausgegangen wird, die in der Anthologie erscheinen.

Die Haltungen der Westdeutschen gegenüber West-Berlin waren jedoch nicht alle identisch. Viele Westdeutsche waren auch von West-Berlin fasziniert – besonders die Jugendlichen: „Ich bin jetzt seit eineinhalb Monat hier und finde es gut, dass hier unwahrscheinlich viel gekiffert wird. Ich finde es astrein, wie die Leute hier zusammenleben“ (ibid.: 124). Die jungen westdeutschen Kriegsdienstverweigerer zogen nicht ausschließlich nach West-Berlin, um dem Wehrdienst zu entgehen, sondern die einzigartige Kultur und Lebensweise West-Berlins dienten auch als Anziehungskraft: „Zwei Drittel der Hausbesetzer sollen nach Schätzungen Studenten gewesen sein, und zwei Drittel von ihnen kamen aus Westdeutschland“ (ibid.: 125). Wie kann das sein? Weil die westdeutschen Kriegsdienstverweigerer eine Gemeinschaft in ihrer neuen Stadt suchten? Oder weil sie die grenzenlose Freiheit erleben wollten, die West-Berlin gerade zur Verfügung stellte? Die Antwort auf diese Frage ist leider nicht in der Anthologie zu finden, aber es wird angenommen, dass abenteuerlustige Menschen nach einem Ort suchen könnten, an dem sie die heterogene Zusammensetzung der Bevölkerung erkunden und mit anderen leben können. Das Zusammenleben der vielen West-Berliner ist auch ein fließender Bezeichner, da es eben die West-Berliner Jugendkultur sowohl in den 60er als auch in den 80er Jahren darstellt und damit den Knotenpunkt *West-Berliner Jugend* beschreibt. Durch die Erinnerungstexte wird deutlich, dass es ein Phänomen war, das West-Berlin charakterisierte und wie oben verdeutlicht, war es wahrscheinlich auch ein Magnet, da es in den kleineren westdeutschen Städten kein weit verbreitetes Phänomen war.

Der ehemalige Hausbesetzer, Ingo Lamberty, erinnert sich, wie West-Berlin jahrzehntelang von Bürgermeistern der SPD regiert wurde, aber auch wie die bisherigen Regeln mit dem

Eintritt der CDU 1981 verschärft wurden. Neue Besetzungen sollten nicht nur vermieden, sondern bereits besetzte Häuser sollten auch geräumt werden (ibid.: 123f). Mit der Räumung dieser Häuser entsteht wieder eine Art Verlierergedächtnis, das dazu beitragen kann, die Gemeinschaft unter den bisherigen Hausbesetzern zu stärken, denn Halbwachs zufolge wird eine Gemeinschaft durch ein gemeinsames Gedächtnis gestärkt und stabilisiert. Andererseits kann auch davon ausgegangen werden, dass die jungen Hausbesetzer in ihren jungen Jahren mit so vielen Aktivitäten beschäftigt waren, dass sie nicht den großen Drang oder die Zeit hatten, um ihren Verlust zu trauern. Wenn sie jedoch heute die Anthologie lesen, kann es sein, dass sie sich an die mit der Zeit verbundene Freiheit erinnern und sich danach sehnen. Daher dient die Anthologie als das, was Nora einen Erinnerungsort nennt. Wie der Theorieabschnitt erklärt, sind Erinnerungsorte eng mit Erinnerungsgemeinschaften verbunden, die imaginäre Gemeinschaften sein können, da die Akteure der Gemeinschaft sich nicht unbedingt kennen, sondern einfach eine gemeinsame Interpretation der Vergangenheit haben. Eine solche imaginäre Gemeinschaft schafft die Erinnerungsanthologie, die in der Form von ihrem Titel *Unser West-Berlin [...]* alle ehemaligen Bürger West-Berlins umfasst. Die Anthologie ist auch ein Beispiel dafür, dass Erinnerungsorte nicht nur von Akteuren genutzt, sondern auch von ihnen produziert werden und damit den Erinnerungsgemeinschaften eine konkrete Form geben. Falls die Anthologie noch in ferner Zukunft gedruckt und gelesen wird, fungiert sie auch als ein Erinnerungsort, der das kulturelle Gedächtnis sichert, das heißt das Gedächtnis über Generationen hinweg.

Hier kann jedoch argumentiert werden, dass die Theorie des kulturellen Gedächtnisses die Tatsache nicht berücksichtigt, dass der Leser der Anthologie, der das Erinnerte nicht selbst erlebt hat und somit keine individuelle Erinnerung hat, leicht durch gezielte Vermittlung manipuliert werden kann. Dies kann zu einer Gefahr der Verfälschung von Erinnerungen führen, da kulturelle Erinnerungen schwächer als individuelle Erinnerungen sind und daher leichter zu manipulieren sind. Wenn der Leser versucht, sich einer bestimmten Erinnerung zu nähern, zu der er nicht gehört, wird er dazu gebracht, sich an etwas Bestimmtes zu erinnern, was die Macht des kommunikativen, kollektiven und kulturellen Gedächtnisses unterstreicht. Es wird auch angenommen, dass der Empfänger übermittelter Erinnerungen dazu neigt, sie zu beherzigen, denn das, was das Kollektiv für wahr hält, wird oft für den Empfänger wahr. Es kann deswegen argumentiert werden, dass die AutorInnen durch ihre Texte bestimmen können, woran erinnert werden soll und was vergessen werden soll und somit durch ihre Rekonstruktion der Vergangenheit ein bestimmtes Gedächtnis stärken können. Deshalb ist davon auszugehen, dass die

Erinnerungsanthologie in diesem Fall viel Macht besitzt, weshalb Erinnerungstexte immer mit kritischer Brille und historischer Achtsamkeit gelesen werden müssen. Es ist jedoch wichtig, den Zweck der Erinnerungsanthologie zu unterstreichen, nämlich dass sie hauptsächlich für ehemalige West-Berliner geschrieben ist.

Das zweite Zeichen, das den Knotenpunkt beschreibt, sind *Demonstrationen*. Mitte der 1960er Jahre brodelten die Unruhen in der Bevölkerung West-Berlins, als die Amerikaner eine große Anzahl von Kampftruppen nach Vietnam schickten. Die Generation, die nach dem Zweiten Weltkrieg aufgewachsen war, war jetzt erwachsen geworden und trotz der harten Bemühungen ihrer Eltern, eine sichere und friedliche Gesellschaft aufzubauen, fühlten sie sich ruhelos: "Warum aber waren wir Kinder so ruhelos?" (Dutschke 2019: 44) fragt Dutschke sich, die sich jedoch nicht von der Tatsache distanziert, dass die Jugendlichen von Unruhen geprägt waren. Trotzdem wundert sie sich. Warum fiel es ihrer Generation so schwer, die harte Arbeit ihrer Eltern zu würdigen? Ein Grund dafür könnte sein, dass die junge Generation nun mit einer Reihe anderer Probleme konfrontiert war, darunter Konflikte des Kalten Kriegs mit den ausgerüsteten Massenvernichtungswaffen, die den Drang hervorriefen, etwas zu tun und sich nicht nur zurückzulehnen (ibid.). Die Wortwahl *Ruhelos* stärkt somit den Diskurs, dass die jungen West-Berliner nicht ruhig sein konnten, sondern ein Bedürfnis nach ständiger Spannung und Veränderung hatten. Oft wird dem Wort *Ruhelos* eine negative Bedeutung zugeschrieben, aber vielleicht kann dafür argumentiert werden, dass das Wort auch mit positiven Konnotationen assoziiert werden kann. Die jungen West-Berliner kämpften für das, woran sie glaubten, ob es sich um Proteste gegen die Teilnahme der USA am Vietnamkrieg oder um Demonstrationen zur Unterstützung der Hausbesetzerszene handelte. Auf alle Fälle beschreibt das Wort einen Zustand aktiver Teilnahme, welches als etwas Positives betrachtet werden kann.

Dutschke erinnert sich an ihre erste Demonstration, wo ganz West-Berlin mit Plakaten bedeckt wurde: "Mord durch Napalmbomben! Mord durch Giftgas! [...] REVOLUTION... AMIS RAUS AUS VIETNAM!" (ibid.: 46). Die vielen Demonstrationen und Proteste sprechen gegen den Diskurs über West-Berlin als eine sterbende Stadt, aber verstärken stattdessen den Diskurs, dass West-Berlin eine lebendige Stadt war, in der es immer Lärm und viele Menschen auf den Straßen gab. Die Jugend war sowohl von Wohngemeinschaften als auch politischen Gemeinschaften geprägt, was eine sehr offene Atmosphäre schuf. Dies wird durch eine Verhaftung von Dutschke bestätigt. Hier erinnert sie sich, wie sie mit zwei Flaschen Wein in der Tasche mit ihr unbekanntem Frauen in einer Zelle eingesperrt wurde: ""Na gut" sagte ich. "Ich hab

[sic!] immer noch Wein. Der war eigentlich für die Demonstranten gedacht, aber nun können wir den hier trinken und ein bisschen feiern.“ Wir reichten sie [die Flaschen] herum und fangen an, uns über die Situation zu amüsieren“ (ibid.: 49). Dies ist eine persönliche Erinnerung und da der Mensch Halbwachs Theorie zufolge nicht in der Lage ist, allein ein Gedächtnis zu entwickeln, kann von kommunikativem Gedächtnis keine Rede sein. Dutschke trägt also eine Erinnerung, kann jedoch nicht ohne gemeinsame Erfahrungen und regelmäßige Interaktion mit anderen ein Gedächtnis entwickeln. Indem der Mensch jedoch ein Bedürfnis danach hat, Teil einer Gemeinschaft zu sein, kann es sein, dass ehemalige West-Berliner, die etwas Ähnliches erlebt haben, dazu neigen, Dutschkes Erinnerung zu revidieren, so die zu ihren eigenen Erinnerungen passt. Auf diese Weise können sie dann gemeinsam ein kommunikatives Gedächtnis bilden, denn ein Archiv individueller Erinnerungen macht zusammen ein Gedächtnis aus. Die Erinnerung Dutschkes kann jedoch niemals in ihrer Gesamtheit mit anderen geteilt werden, da Erinnerungen von spezifischen Details z.B. Emotionen geprägt sind. In dieser Weise können Menschen niemals die Erinnerungen anderer vollständig verstehen und sich aneignen. Die ehemaligen West-Berliner können somit auf der Grundlage von Dutschkes Erinnerung sozial konstruierte Vorstellungen teilen, aber nie die tatsächliche Erinnerung.

Das letzte Zeichen in der Äquivalenzkette, das den Knotenpunkt *West-Berliner Jugend* charakterisiert, ist *die heterogene Zusammensetzung der Bevölkerung*. Mitte der 1970er Jahre lernte die gesamte westliche Welt die etwas dunklere Seite West-Berlins kennen. Der Bahnhof Zoo, der bereits in der Analyse als ein Ort der Nutten, Säufern und An-die-Wand-Pinkler beschrieben ist, wurde mit dem autobiografischen Buch *Wir Kinder vom Bahnhof Zoo* (1978) von Christiane F. zum Symbol des morbiden West-Berlins. Diese raue Seite West-Berlins, die von Junkies geprägt war, ist auch in der Anthologie zu finden. Ihr wird jedoch nicht richtig die Spalten geöffnet, was möglicherweise auf den Wunsch zurückzuführen ist, die dunklen und negativen Seiten nicht hervorzuheben. Dies ist ein deutliches Beispiel für den selektiven Zugriff des kollektiven Gedächtnisses auf Vergangenes, in dem ein bestimmter Diskurs legitimiert oder delegitimiert werden kann. Wichtig ist auch zu betonen, dass der Autor dieses auf die dunklen Ecken West-Berlins fokussierten Textes in den USA aufgewachsen ist und erst mit dem Fall der Mauer nach Berlin gezogen ist. Er tritt daher nicht als Zeuge aus erster Hand für die Zeit in West-Berlin auf, weshalb seine Erinnerungen auf Nachrichten und Berichten anderer beruhen müssen. Dies bedeutet natürlich, dass seine Zugehörigkeit zu West-Berlin weitaus schwächer ist als die der anderen Autoren.

Interessant ist außerdem, dass der Autor in seiner Darstellung von West-Berlin die Meinungen von Künstlern wie David Bowie und Wolfgang Müller<sup>17</sup> zitiert, die beide lediglich in West-Berlin gewohnt haben, aber nicht dort aufgewachsen sind. „Die Heroin-Hauptstadt von Europa“ (Hockenos 2019: 95) ist eine Bezeichnung, die Bowie West-Berlin Ende der 1970er Jahre gab. Die Denotation des Wortes *Heroin* wird durch seine wertende Konnotation so beeinflusst, dass es in fast allen Zusammenhängen einen sehr pejorativen Klang hat. Die Tatsache, dass Bowie seiner Aussage vollständig zustimmt, führt zu einer Modalität, die die Differenzkette über West-Berlin als eine verlorene Stadt stärkt. Es kann festgestellt werden, dass das Wort *Heroin-Hauptstadt* eine so deutliche negative Konnotation hat, dass es nicht als fließender Bezeichner betrachtet werden kann, denn das Wort ist nicht offen für verschiedene Bedeutungszuschreibungen, indem es schon an sich dem Knotenpunkt einen bestimmten Diskurs zuschreibt.

Bei der Untersuchung der Äquivalenz- und Differenzkette des Knotenpunktes, das heißt die aus Zeichen bestehenden Ketten, die den Knotenpunkt definieren, ist es wichtig, auf die Wortwahl und die Konnotationen der Wörter zu achten. In diesem Abschnitt über die heterogene Zusammensetzung der West-Berliner Bevölkerung wird deutlich, dass die primäre Wortwahl die Differenzkette stärkt: *Der West-Berliner Straßenstrich, raue Gegend, Schießereien, Messerstechereien, Drogenabhängig, Babystrich* und *Müllgrube voller Rauschgift* (ibid.: 94f) sind alle Wörter, die u.a. Christiane F.s Jugend in West-Berlin beschreiben. Die Wörter schreiben dem Knotenpunkt *West-Berliner Jugend* eine negative Bedeutung zu und wieder entsteht eine Gegensätzlichkeit. Aufgrund dieses Antagonismus zwischen den beiden widersprüchlichen Diskursen kann argumentiert werden, dass die West-Berliner das ehemalige West-Berlin mit einer speziellen nostalgischen Brille betrachten, die die negativen Aspekte der Vergangenheit weglässt, was das Risiko erhöhen kann, ein verzerrtes Bild zu geben und damit die wahre Vergangenheit zu vergessen. Es ist daher auch zu vermuten, dass ein ehemaliger West-Berliner mit einer tiefen Zugehörigkeit zu West-Berlin die Stadt mit anderen Wörtern als den gerade erwähnten beschreiben würde. Die Westdeutschen und andere von außerhalb West-Berlins, die andererseits keine direkte Verbindung zu West-Berlin haben, werden in geringerem Maße durch ihre emotionale Beziehung zu West-Berlin geprägt, weshalb argumentiert werden kann, dass ihre Aussagen nüchterner sind. Wichtig ist jedoch hervorzuheben, dass dies nicht bedeutet,

---

<sup>17</sup> Wolfgang Müller zog 1979 von Westdeutschland nach West-Berlin, um zu studieren. Er ist Mitbegründer der Berliner Künstlergruppe *Die Tödliche Doris*. Müller, Wolfgang. *Subkultur. West-Berlin 1979-1989*. Hamburg: Philo Fine Arts, 2013, S. 20f.

dass die nicht aus West-Berlin Stammenden glaubwürdiger oder objektiver sind, da sie sich auch von persönlichen Auffassungen leiten lassen können. Dieser in der Anthologie zu findende Text ist genau ein Beispiel dafür. Wie bereits erwähnt, zog der Autor des Textes erst mit dem Fall der Mauer nach West-Berlin, weshalb seine Informationen und Wortwahl nicht auf seinen eigenen Erfahrungen und Erlebnissen in West-Berlin beruhen. Darüber hinaus zieht er nur Zuzügler und oder Besucher in seinen Text ein, was auch die Differenzkette stärkt: "Nach Berlin ging man nur aus einem einzigen Grund: Um von einem anderen Ort wegzukommen" (ibid.: 96). Die ersten Seiten des Textes erscheinen mehr oder weniger als eine Differenzkette, die den Diskurs über West-Berlin als eine verfallende Stadt ohne Zukunft stärkt. Dies kann jedoch in hohem Maße mit dem Fokus auf Heroin zusammenhängen, da der Text später eine positivere Wendung im Zusammenhang mit der Verlagerung des Schwerpunkts vom Heroinkonsum der West-Berliner auf ihre Sexualität nimmt.

Im Zusammenhang mit dem Wechsel des Fokuspunkts ist auch eine Änderung der Wortwahl zu beobachten, die von einem pejorativen zu einem positiveren Ton übergeht. „[...] die Stadt hatte bereits [in den 1970er Jahren] zahllose Schwulenbars und lesbische Treffpunkte. West-Berlin war für schwule Männer wie Müller<sup>18</sup> und auch für Lesben und Transsexuelle attraktiv, weil es abgelegen war“ (ibid.: 96f). Es ist bereits bekannt, dass West-Berlin eine besondere Anziehungskraft bei jungen Menschen hatte, die entweder den Wehrdienst meiden oder ein Haus besetzen und damit die einzigartige Kultur und Lebensstil erleben wollten, weshalb das Wort *attraktiv* den Diskurs über die Anziehungskraft West-Berlins stärkt. Die Tatsache, dass West-Berlin mit seiner offenen und relativ vorurteilslosen Einstellung von Westdeutschland entfernt war, vermittelt dem Leser einen Eindruck von West-Berlin als Zufluchtsort vom bürgerlichen Festland, denn „nonkonformistische Lebensstile fanden sie [die West-Berliner] weniger störend als die meisten Westdeutschen“ (ibid.: 97). Obendrein scheint die Emanzipation von Homosexuellen, Hausbesetzern und Frauen, die in der Anthologie deutlich zum Ausdruck kommt, fast einen wiederbelebten Blick auf die Goldenen 20er Jahre zu werfen, der den Diskurs eines offenen und wilden West-Berlins stärkt. Der Leser bekommt also einen Eindruck von West-Berlin als eine pulsierende Stadt, in der an jeder Ecke etwas los war. Eine Stadt, in der es Raum und Platz für andersartige und schiefe Gedanken gab. Eine Stadt, in der man viele verschiedene Menschen treffen und Gemeinschaften unter sexuell Gleichgesinnten finden konnte.

---

<sup>18</sup> Siehe vorherige Fußnote.

Die Darstellung des außergewöhnlichen Nachtlebens in West-Berlin wird höchstwahrscheinlich Erinnerungen an West-Berlin als Experimentierfeld wecken, wo Tabus gebrochen und Grenzen überschritten wurden. Der West-Berliner Leser, der möglicherweise selbst nicht Teil des experimentellen trans- und homosexuellen Nachtlebens war, kann vielleicht trotzdem noch versuchen, das Wissen und die Erinnerungen dieser Gruppe anzueignen, um gerade die Gemeinschaft und die Erinnerungen an ein wildes und offenes West-Berlin zu stärken, wo es keine Sperrstunde gab (ibid.: 97), wo die Tage kurz waren und die Nächte sich endlos anfühlten. Obwohl das Phänomen *Identitätskonkretheit* Assmann zufolge zum kulturellen Gedächtnis gehört, also das vom alltagfernen Aspekt geprägte Gedächtnis, wo die Träger der Gedächtnisse keine Zeitzeugen mehr sind, kann argumentiert werden, dass diese *Identitätskonkretheit* – need for identity – auch bei Zeitzeugen zu finden ist, die nicht Teil des trans- und homosexuellen Milieus waren, sondern nur diese Erinnerungen zu übernehmen versuchen, um sich mit einer Stadt zu identifizieren, in der es künstlerischen und sexuellen Freiraum gab. Wie bereits erwähnt, kann der Leser die Erinnerungen anderer nicht vollständig verstehen und sich sie somit aneignen, aber er kann dennoch versuchen, sich ihnen zu nähern, um eine bestimmte Identität zu schaffen. Hier kann wieder für die Schwäche der Gedächtnistheorie argumentiert werden. Denn wenn ein Individuum versucht, sich ein Gedächtnis anzueignen, um Identität zu schaffen, kann es zu einer bewussten Manipulation des Gedächtnisses auf gezielte Weise kommen, die bestimmte Interessen sichert. Dieses manipulierte Gedächtnis kann zum Missbrauch des Gedächtnisses führen, wenn nur an die positiven Aspekte West-Berlins erinnert wird.<sup>19</sup> Durch den Versuch des Lesers, sich den positiven Erinnerungen an den sexuellen Freiraum West-Berlins zu nähern, stärkt er damit ein bestimmtes Gedächtnis, zu dem er eigentlich nicht gehört, das er aber dennoch als Wahrheit anerkennt. Dass Erinnerungen auf diese Weise die Einstellung des Lesers leicht beeinflussen können, scheint eine Schwäche zu sein, weshalb argumentiert werden kann, dass Gedächtnistheorien nicht allein stehen können, wenn die Vergangenheit untersucht werden soll.

Dass der Text mit dem Fokuswechsel eine positive Wendung nimmt, wird auch im folgenden Satz bestätigt, indem Bowie, der früher im Text West-Berlin als Europas Heroinhauptstadt bezeichnet hat, zitiert wird: "Ich habe mich niemals so frei gefühlt wie in Berlin" (ibid.: 103). Das undeklinierte Adjektiv *frei*, das adverbial verwendet wird, gilt als fließender Bezeichner,

---

<sup>19</sup> Siehe auch Ricœur, Poul. *Gedächtnis, Geschichte, Vergessen*. München: Wilhelm Fink Verlag, 2004. S. 131-139 für eine eingehendere Übersicht über das manipulierte Gedächtnis.

der dem Knotenpunkt *West-Berliner Jugend* positive Konnotationen zuschreibt. *Frei* bedeutet nicht durch Regeln gezwungen, gebunden oder begrenzt zu werden und da der Mensch am häufigsten danach strebt, sich zu entwickeln und zu entfalten, bereichert das Adjektiv West-Berlin mit einer positiven Bedeutungszuschreibung. Darüber hinaus wird das Adverb *niemals* verwendet, das als ein sehr starkes Wort die besondere Fähigkeit West-Berlins unterstreicht, verschiedene Bevölkerungsgruppen, ihre Meinungen und Haltungen sowie ihre oft kreative Einstellung zu erfassen. Der nicht in West-Berlin aufgewachsene Leser sitzt auf Grund dieses Zitats mit dem Gefühl, dass West-Berlin wirklich etwas Besonderes gewesen sein muss, während angenommen wird, dass der ehemalige West-Berliner Leser von einer Sehnsucht nach dem, was einmal war, angezogen wird. Einiges deutet darauf hin, dass Freiheit und West-Berlin eng miteinander verbunden waren – eine Insel der Freiheit.

In Betracht des Vorstehenden kann auch argumentiert werden, dass sich der Text von den anderen unterscheidet, da er eher einen Bericht als eine Erinnerung darstellt. Der Autor ist nicht Teil des Textes, da er nicht in Form eines *Ich* oder *Wir* involviert ist, was darauf hinweist, dass der Text mit einer bestimmten Distanzierung geschrieben ist. Während die meisten Texte der Anthologie auf eigenen Erfahrungen und persönlichen Erinnerungen an die Zeit in West-Berlin beruhen, führt das Weglassen der Personal- und Possessivpronomen in diesem Text zu einem geringeren Grad an Gemeinschaftsgefühl. Dies könnte mit der Tatsache zusammenhängen, dass der Text sich u.a. mit der dunkleren Seite West-Berlins befasst, die für viele West-Berliner ein sekundäres Element der Vergangenheit ist. Der Mensch neigt dazu, sich einfach an die für ihn sozial wichtigen Elemente zu erinnern, während das, zu dem der Mensch keine direkte Verbindung haben möchte, langsam verdrängt wird. In diesem Zusammenhang könnte es Argumente dafür geben, dass eine Schwäche der Erinnerungskultur ihre immer politische Instrumentalisierung ist. Die Tatsache, dass der negativen Seite West-Berlins in der Anthologie nicht viel Platz eingeräumt wird, kann zu einem Missbrauch der Vergangenheit führen. Die AutorInnen der Anthologie haben eben selektiven Zugang zu dem, was geschehen ist und können so die Vergangenheit rekonstruieren, sodass der gewünschte Diskurs legitimiert wird. Daher sollen Erinnerungen immer durch Realien, das heißt Gebäude, Gedenksteine etc., gesichert werden, die die Glaubwürdigkeit der Erinnerungen sicherstellen können. Es kann jedoch diskutiert werden, inwiefern der selektive Zugang der AutorInnen zu der Vergangenheit in diesem Fall als Schwäche betrachtet werden kann, da die Masterarbeit gerade darauf abzielt, die Erinnerungsdiskurse über West-Berlin zu beleuchten, weshalb Authentizität eine untergeordnete Rolle spielt. Wäre

andererseits der Zweck gewesen, die „objektive Wahrheit“ über West-Berlin zu untersuchen, würde die Macht der AutorInnen, die Vergangenheit zu rekonstruieren, als eine Schwäche angesehen. Trotz seiner geringeren Relevanz für diese Masterarbeit ist es jedoch wichtig in Betracht zu ziehen, dass kollektive Gedächtnisse weitaus schwächer sind als individuelle, indem sie sich schneller ändern können. Die größte Schwäche des kommunikativen, kollektiven und kulturellen Gedächtnisses muss somit seine leichtere Manipulierbarkeit sein.

Durch die Anthologie wird der Knotenpunkt *West-Berliner Jugend* in gleicher Weise wie der Knotenpunkt *West-Berliner Kindheit* durch zwei gegensätzliche Diskurse charakterisiert. Einerseits wird die Jugend in West-Berlin als wild, offen, experimentell, verändernd und mit besonderer Anziehungskraft beschrieben, andererseits als unruhig, von Junkies geprägt und mit Heroin gefüllt. Beide Diskurse erwecken jedoch den Eindruck, dass die Möglichkeiten in West-Berlin breit gefächert waren und dass es Raum für Menschen mit unterschiedlichen Lebenshorizonten und -Erfahrungen gab – eine Art Hauptstadt der Minorität und alternativer Kulturen.

Hier könnte die diskursanalytische Methode wieder als sehr schwarz-weiß kritisiert werden, da sie sich in dieser Masterarbeit immer noch nur auf zwei Diskurse konzentriert. Das heißt, die zwei vorliegenden Diskurse sind verallgemeinert und berücksichtigen daher keine Subjektivität. Dies verstärkt die bereits erwähnte Kritik, dass ein klares Problem bei der Anwendung dieser Methode die Tendenz ist, Elemente zu übersehen, die nicht in die übergeordneten Diskurse passen. Bei der Arbeit mit dieser Methode soll daher berücksichtigt werden, dass Elemente, die die vorhandenen Diskurse stärken, hervorgehoben werden können, während Elemente, die die Diskurse nicht verifizieren, ignoriert werden können. Trotz der Tatsache, dass die diskursanalytische Methode die Subjektivität nicht berücksichtigt, bietet sie einen Einblick in die in der Anthologie geschaffene Realität, die das eigentliche Ziel dieser Untersuchung ist.

### 8.3. Inseldasein

Basierend auf dem, was bereits analysiert worden ist, scheint die Zeit in West-Berlin einzigartig und anders zu sein, weshalb das letzte privilegierte Zeichen dieser Masterarbeit, das heißt der Knotenpunkt, auch analysiert werden muss. Der Knotenpunkt, um den sich die Diskurse organisieren, ist hier *das Leben auf einer Insel*. Um den Knotenpunkt zu definieren und zu beschreiben und damit die letzten Erinnerungsdiskurse der Anthologie zu untersuchen, werden die Zeichen (Äquivalenzbegriffe) *Paradies* und *Zeit* eine sehr aktive Rolle spielen.

Das erste Zeichen *Paradies* schreibt an sich dem Knotenpunkt positive Konnotationen zu, indem es mit dem Garten Eden verglichen wird. Dieser direkte Vergleich zwischen West-Berlin und dem Paradies ist eine bewusste Entscheidung des Autors. Wörter sind nie neutral oder willkürlich, sondern erhalten immer einen bestimmten Wert, auf den der Adressat aufgrund seines Verständnisses und seiner Interpretation des Wortes reagiert. Da die meisten religiösen und nicht-religiösen Menschen das Paradies mit etwas Positivem verbinden, hilft das Wort dabei, einen Diskurs über West-Berlin als einen glücklichen Ort zu konstruieren. Dieses Paradies ist auch von fließenden Bezeichnern wie *Stille* und *Leere* beschrieben, denn West-Berlin war in den unmittelbaren Nachkriegsjahren eine unwirklich leere Stadt, in der auf den meisten zentralen Plätzen Stille herrschte. "Das Leben war geruhsamer als irgendwo sonst in Deutschland. Zauberhaft: eine Großstadt, in der man sich erholen konnte" (Jähner 2019: 198). Diese Stille und Leere sind auch im Paradies zu finden, weshalb die Parallele zum Garten Eden weiter besteht. Die West-Berliner wurden mit der Wiedervereinigung von Angst getroffen: "Angst fraß die Freude auf: Angst um die Ruhe in den liebenswerten Kiezen [...] und mit der Mauer einen gesicherten Lebensrahmen zu verlieren" (ibid.: 200). Sie wurden jedoch nicht wie Adam und Eva aus ihrem Paradies vertrieben, sondern ihrem Paradies weggenommen.

Eine weitere Beschränkung der Verwendung der diskursanalytischen Methode in dieser Arbeit kann durch den ausschließlichen Kontakt mit Wörtern gefunden werden. Bei der Arbeit mit Diskursen geschriebener Texte können weder Gestik noch Mimik berücksichtigt werden, was bedeutet, dass körperliche Ausdrücke nicht dazu verwendet werden können, Pointe hervorzuheben oder den Empfänger auf andere Weise auf etwas Bestimmtes aufmerksam zu machen. Es besteht daher keine Möglichkeit, die strahlenden Augen und das Lächeln auf den Lippen des Autors zu sehen, wenn er von seiner Heimat erzählt, sondern nur seine Wortwahl kann interpretiert werden – in diesem Fall das Wort *Paradies*.

"Vor dreißig Jahren ist ein sozialistisches Paradies untergegangen. Ein wirklich sozialistisches Paradies, kein realsozialistisches" (Schweitzer 2019: 214). Mit diesen Worten wird das von den ehemaligen West-Berlinern bezeichnete Paradies beschrieben. Die letzten Worte des Zitats verweisen wahrscheinlich auf die gesellschaftlichen Verhältnisse in der DDR und dienen dazu, sich über ehemalige DDR-Bürger zu erheben. Warum das Bedürfnis danach entsteht, ist interessant. Bekanntlich wurde in den Jahren nach der Wiedervereinigung der Verlust und die Integration der Ostdeutschen in den kapitalistischen Westen stark in den Mittelpunkt gerückt, während die Westdeutschen und in diesem Fall insbesondere die West-Berliner aufgrund ihrer

Lage nicht angehört wurden. Das Zitat kann als Versuch betrachtet werden, sich zu äußern und zu betonen, dass nicht nur die Ostdeutschen ihren gewohnten Rahmen verloren haben, sondern die Wiedervereinigung auch das Verschwinden des Vertrauten vieler West-Berliner bedeutete. In diesem Zusammenhang ist hervorzuheben, dass sich die ehemaligen West-Berliner nicht nur von den Ostdeutschen, sondern auch von den Westdeutschen auf dem Festland distanzieren, denn "West-Berlin war keine westdeutsche Stadt" (Jähner 2019: 198). West-Berlin mit seiner günstigen Miete, seinen Experimenten und seiner Aufgeschlossenheit war eben anders. Dies hilft, einen Diskurs über West-Berlin gegenüber allen anderen zu konstruieren und schafft gleichzeitig ein *uns* gegen *euch*. Durch die Anthologie und das folgende Zitat hat der einzelne West-Berliner Zugang zu einem gemeinsamen Gedächtnis und damit auch zu einer gemeinsamen Identität. Die Träger der Erinnerungen an das Leben auf der Insel müssen sich nicht kennen, können aber Nora zufolge immer noch dieselbe Identität beanspruchen, nämlich die Identität als West-Berliner.

Wir waren eben alle eine große Familie, mit alternativen Radiosendern, frauenbewegten Schlossereien, engagierten Stadtteilmagazinen, linken Druckwerkstätten, politischen Fahrradläden, revolutionären Kneipen, schwulen Bars, lesbischen Teeküchen, antifaschistischen Sommeruniversitäten und [...] anstatt gepflegter Parks hatten wir Wildwuchs auf alten Eisenbahntrassen (Schweitzer 2019: 216).

Das Zitat betont die West-Berliner Andersartigkeit sowie die nicht mehr enge Gemeinschaft. "Wir *waren* eben alle eine große Familie" (ibid.) [*Hervorhebung (I.M.)*]. Die Tatsache, dass das Verb *sein* im Präteritum steht, unterstreicht gerade, dass diese große, vielfältige Familie mit der Wiedervereinigung aufgelöst wurde. Das Zitat ist ebenfalls ein Ausdruck dafür, dass die ehemaligen West-Berliner der Meinung sind, West-Berlin und sein Lebensgefühl verloren zu haben, da die Stimmung nicht mehr dieselbe ist.

Es wird angenommen, dass die West-Berliner das Datum des 9. November besonders stark in Erinnerung haben. „Am 9. November ging es [das sozialistische Paradies] unter“ (ibid.: 219). Das Datum steht hier an der ersten Stelle des Satzes, was oft bedeutet, im Fokus zu stehen und

hervorgehoben zu werden. Inwiefern die Autorin das Datum und nicht die Handlung hervorheben wollte, kann nicht mit Sicherheit festgestellt werden, da die deutsche Wortstellung Zeitangaben am häufigsten an erster Stelle platziert. Was jedoch nicht nur vorhergesagt, sondern auch festgestellt werden kann, ist das Verlierergedächtnis, das mit den Erinnerungen an das ehemalige West-Berlin verbunden ist. "Die realen Orten sind noch da, aber sie atmen nicht mehr dieses Lebensgefühl, sind nicht zeitlos wie zu Inselzeiten, sondern schnelllebig, oft wechseln die Namen der Kneipen und Läden schneller als die Jahreszahlen" (Rada 2019: 212). Die Erinnerungen an den Verlust bringen die Betroffenen in einer Gemeinschaft zusammen, aber da die Erinnerungsorte langsam eine andere Form annehmen und keine Erinnerungen mehr hervorrufen, müssen die Träger der Erinnerungen neue Erinnerungsorte schaffen. Der Mensch nutzt nicht nur die Erinnerungsorte, er hilft auch, sie zu verändern und zu schaffen, was diese Anthologie beweist.

Das zweite und letzte Zeichen in der Äquivalenzkette, das den Knotenpunkt *das Leben auf einer Insel* beschreibt, ist *Zeit*. "Damals standen wir tatsächlich außerhalb der Realität. In West-Berlin tickten die Uhren anders. West-Berlin war eine Insel. Ein Stück Land ohne Raum drum herum. Warum sollte hier die mitteleuropäische Sommer- und Winterzeit gelten? Hier herrschte Inselzeit" (ibid.: 207). So klingt es in einem der Texte der Anthologie über die Inselzeit. Die Wortwahl *außerhalb der Realität* unterstreicht, dass sich die West-Berliner nicht immer zu den tatsächlichen Verhältnissen in der Welt verhielten. Die West-Berliner hatten „ein Leben ohne Wecker“ (ibid.), da gerade Zeit im Überfluss vorhanden war. Die Tatsache, dass West-Berlin außerhalb der Realität lag, ruft eine mentale Verbindung zwischen West-Berlin und dem Ort hervor, den der Mensch in seinen Träumen beziehungsweise auf seiner Flucht aus dem Alltag sucht, nämlich eine friedliche Insel. Dass West-Berlin Assoziationen zu einer einsamen und friedlichen Insel hervorruft, betont auch den Mikrokosmos, von dem die Stadt geprägt war. In der Anthologie wird dem Leser immer wieder bewusst gemacht, dass das, was außerhalb von West-Berlins kleiner Bleibe und kulturellem Bezugsrahmen stattfand, keine große Bedeutung hatte: "Ganze Bundesländer blieben weiße Flecken auf meiner inneren Landkarte" (Dückers 2019: 81) und "[d]ie Mauer sahen wir irgendwie gar nicht" (Schweitzer 2019: 217). Es scheint, als ob die West-Berliner nicht besonders daran interessiert wären, was auf der anderen Seite der Mauer läge. Es ist interessant festzustellen, dass der Diskurs über West-Berlin als eine entlegene von Mikrokosmos geprägte Insel sowohl konstituierend als auch konstituiert ist. Die Zitate konstituieren und in diesem Fall reproduzieren den Diskurs und geben ihn an den Leser

weiter. Gleichzeitig wird der Text aber auch konstituiert, indem er die sozialen Strukturen widerspiegelt, einschließlich der Auffassung der ehemaligen West-Berliner von West-Berlin. Das heißt, die Produktion und Distribution der Anthologie (die diskursive Praxis) reproduzieren oder verändern die soziale Praxis (die Art und Weise, wie Menschen West-Berlin betrachten und darüber sprechen), während die soziale Praxis umgekehrt dazu beiträgt, die Art und Weise zu konstituieren, wie West-Berlin in der Anthologie beschrieben wird.<sup>20</sup> Dies steht auch in Einklang mit der Theorie Faircloughs, die den Begriff *Diskurs* sowohl als konstituierend als auch konstituiert betrachtet, also dass die diskursiven und sozialen Praxen in einer dialektischen Wechselbeziehung zueinanderstehen.

Dieser Text über Inselzeit verwendet in großen Umfang stilistische Mittel in Form von wundern und reflektierenden Fragen: "Erinnern wir uns eher an das Nichtstun oder an unser Tätigsein?" (Rada 2019: 208) fragt der Autor, als er ein paar junge Leute ansieht, die einfach auf ihren Mopeds sitzen und nichts tun. In der Regel denkt der Mensch an das zurück, was er getan hat und kaum an das langsame Tempo, die Stille und die Ruhe. Die Frage ist also nicht mit einer offensichtlichen und klaren Antwort gestaltet, sondern lässt den ehemaligen West-Berliner Leser über seine Vergangenheit in West-Berlin nachdenken. "Hatten wir damals mehr Zeit? Glaubten wir, wir würden endlos leben? Oder vermochten wir es einfach, tiefer in dieses Leben einzutauchen, es nicht beherrschen zu wollen, sondern sich ihm einfach hinzugeben?" (ibid.: 209). Insbesondere die letzte Pointe *sich dem Leben hingeben* kann als indirekte Kritik an der gegenwärtigen Gesellschaft angesehen werden, in der es die Tendenz gibt, alles zu planen und hart zu arbeiten, um berufliche und persönliche Ziele zu erreichen, anstatt in den Tag hineinzu- leben. Durch diesen indirekten Vergleich zwischen West-Berlin und der Gegenwart gelingt es dem Autor, dem Leser die Botschaft zu vermitteln, dass es in West-Berlin Raum gab, abwesend und nachdenklich zu sein, während heute ein großer Bedarf besteht, jederzeit anwesend zu sein. Worte wie *kein Stress* können also in diesem Zusammenhang als fließende Bezeichner betrachtet werden, die dem Knotenpunkt positive Konnotationen zuschreiben und daher den Diskurs über West-Berlin als einen ruhigen Ort stärken.

„Ich war neidisch“ (ibid.: 208) erzählt der Autor, der weiterhin an die jungen Leute auf den Mopeds denkt, die einfach die Zeit vertrieben und das Leben genossen. Indem das Verb *sein* intransitiv ist, kann der Satz nicht in eine Passivkonstruktion transformiert werden, sondern nur

---

<sup>20</sup> Siehe eventuell Seite 27, Abschnitt 1.

aktiv auftreten, wie es hier der Fall ist. Es besteht daher kein Zweifel, dass das *ich* im Fokus steht und auf diese Weise wird auch betont, dass der Text genau die Erinnerungen des Autors repräsentiert. Gleichzeitig wird der Grad der Verbindung des Autors mit dem Satz hervorgehoben, also die Modalität, da er in Form des *Ich* der Aussage zustimmt. Hätte der Satz stattdessen folgendermaßen gelautet: „man könnte neidisch werden, wenn man diese jungen Leute ansieht“ wäre eine Distanzierung vom Satz zum Ausdruck gekommen. Die Tatsache, dass es in West-Berlin Zeit im Überfluss gab, schien nichts Besonderes zu sein. ”Damals war ich nicht neidisch. Damals war das so” (ibid.). Dies bestätigt, dass wir als Menschen eine Tendenz haben, uns nach etwas zu sehnen, das wir bisher als ganz selbstverständlich angesehen haben. Andererseits kann es auch bloß ein Ausdruck dafür sein, dass es der Autor damals nicht anders kannte und erst jetzt eine Vergleichsgrundlage hat.

Trotz unendlicher Mengen an Zeit schien im ehemaligen West-Berlin nicht alles idyllisch, meint der Autor. Er wirft nämlich auch einen Blick auf die Schattenseiten des Insellebens: ”Zum Inselleben gehörten auch die Einsamkeit und die Hingezogenheit zum Tod“ (ibid.: 211). Ihm zufolge war die Einsamkeit auch in dem laut anderer Texte ansonsten sozialen West-Berlin zu finden. Dies unterstreicht, dass die Diskurse über West-Berlin möglicherweise nicht so festgelegt sind, wie es bisher schien. In Form ihrer Erinnerungstexte haben die West-Berliner AutorInnen dem Knotenpunkt positive Konnotationen hinzugefügt, während die Westdeutschen die inmitten der rotbesetzten DDR platzierte Stadt hauptsächlich mit einer negativen Brille betrachtet haben.<sup>21</sup> Dass die Diskurse bisher so klar voneinander getrennt waren, hängt mit Niethammers Theorie zusammen, dass die Suche nach sowie die Stärkung einer kollektiven Identität mit der Abwertung anderer Gruppen verbunden sind. Die Erinnerungstexte der Anthologie haben somit dazu beigetragen, eine Grenze zwischen den West-Berlinern und den Westdeutschen zu schaffen.

---

<sup>21</sup> Es ist jedoch wichtig zu beachten, dass die Westdeutschen nicht selbst ihre Ansichten über West-Berlin direkt zum Ausdruck bringen, sondern dass ihre Ansichten im Lichte der Erinnerungen der West-Berliner beschrieben werden. Die Ansichten der Westdeutschen können deswegen möglicherweise durch die Darstellungen der West-Berliner AutorInnen beeinflusst werden.

#### 8.4. Zusammenfassung der Erinnerungsdiskurse

Die Erinnerungsdiskurse über West-Berlin sind nun klargelegt und untersucht worden. Zur Veranschaulichung der Ergebnisse wird hier eine Zusammenfassung der in der Anthologie über West-Berlin bestehenden Diskurse gegeben. Es gibt zwei unterschiedliche Diskurse über West-Berlin, die miteinander kollidieren. Einerseits gibt es den allgemeinen Diskurs der West-Berliner über West-Berlin als eine friedliche, kreative und vielfältige Insel, auf der es Raum gab, mit den Normen zu experimentieren. Auf der anderen Seite gibt es die Ansicht der Westdeutschen über die Stadt, die einen Diskurs über West-Berlin als eine sterbende, traurige und unsichere Stadt bildet. In dieser stark widersprüchlichen Beziehung ist jedoch deutlich, dass der Diskurs der West-Berliner der hegemoniale Diskurs ist, was natürlich damit zusammenhängt, dass die Anthologie aus ihrer Sicht geschrieben ist. Die Anthologie versucht, den Antagonismus aufzulösen und Eindeutigkeit zu schaffen. Während die West-Berliner ihre Heimat als familiär und idyllisch betrachteten, sahen die Westdeutschen West-Berlin eher als eine Stadt voller Chaoten und daher nicht als einen Ort, an dem sich Kinder entfalten konnten. Angesichts des Obenstehenden kann es jedoch trotzdem Ähnlichkeiten zwischen den beiden ansonsten entgegengesetzten Diskursen geben. Beide betrachten West-Berlin als eine offene und wilde Stadt mit einem breiten Kulturbegriff sowie auch als einen Ort der Extreme und da der West-Berliner Autor auf den negativen Terminus *Einsamkeit* in West-Berlin hinweist, deutet es darauf hin, dass die Diskurse möglicherweise nicht so schwarz-weiß sind, wie sie unmittelbar zu sein scheinen.

#### 8.5. Die diskursive Praxis

Fairclough zufolge reicht eine Textanalyse allein nicht aus, um die Diskurse eines Textes zu untersuchen. Der Zusammenhang zwischen dem Text und den sozialen Strukturen muss ebenfalls berücksichtigt werden, weshalb auch die diskursiven und sozialen Praxen für die Analyse von wesentlicher Bedeutung sind. Die diskursive Praxis wird in dieser Masterarbeit als der Sprachgebrauch in der Anthologie verstanden. Der Gebrauch von Sprache und damit die Art und Weise, wie der Autor sich ausdrückt, trägt nämlich dazu bei, die Anthologie auf eine bestimmte Weise zu produzieren, die die soziale Praxis prägen kann. Der Leser könnte ohne nennenswerte Vorkenntnisse über West-Berlin und die Wende eine Vorstellung davon haben, dass die deutsche Wiedervereinigung ausschließlich mit positiven Assoziationen verbunden war. Die Anthologie vermittelt aber eine andere Ansicht: die West-Berliner hatten nämlich auch

„Angst um die Ruhe in den liebenswerten Kiezen, Angst um die selbstbestimmte Existenz im Schatten der Mauer“ (Jähner 2019: 200). Die diskursive Praxis, das heißt die Produktion, Distribution und Konsumption der Anthologie, formt somit die soziale Praxis. In diesem Fall das Verständnis des Lesers für die Zeit in West-Berlin. Da der Leser vor dem Lesen der Anthologie möglicherweise die Tendenz hätte zu glauben, dass die Wiedervereinigung Deutschlands ausschließlich positiv war, aber durch das Lesen einen anderen und differenzierteren Einblick gewonnen hat, ist die diskursive Praxis transformierend. Wäre der Leser dagegen selbst in West-Berlin aufgewachsen und hätte die Stadt genauso betrachtet wie die Anthologie, wäre die diskursive Praxis reproduzierend gewesen. Die Relation zwischen der Anthologie und dem Leser wird somit durch die diskursive Praxis vermittelt und nur durch die diskursive Praxis kann die Anthologie die soziale Praxis formen und umgekehrt.

Die Distribution der Anthologie wird als komplex angesehen, da die AutorInnen nicht unmittelbar die Möglichkeit haben, das Geschriebene näher zu erläutern oder zu kommentieren. Dies kann Auswirkungen auf das Verständnis des Lesers haben, da er keine weiteren Fragen stellen kann. Alle Menschen haben ein Vorverständnis, mit dem sie einen Text lesen und da dieses Vorverständnis nicht dasselbe sein kann, bedeutet dies auch, dass die Anthologie je nachdem, wer sie liest, auf verschiedene Weise konsumiert wird. Für den West-Berliner Leser ist die Distribution vielleicht weniger komplex als für den nicht-West-Berliner Leser, da der ehemalige West-Berliner einige Inhalte im Voraus kennt. Darüber hinaus wird die Anthologie in verschiedenen Kontexten auch unterschiedlich konsumiert. In einem diskursanalytischen Kontext entdeckt der Leser Details, die andere Leser wahrscheinlich nicht mitbekommen würden, während der Leser einer stilistischen Analyse andere Elemente registrieren würde.

Die Anthologie enthält auch einige direkte intertextuelle Referenzen, die die bestehenden Diskurse entweder stärken oder schwächen. Eine direkte intertextuelle Referenz kann u.a. in einem Abschnitt über die Ansiedlung der Westdeutschen in West-Berlin gefunden werden. „Herr Lehmann, die fast authentische, nun weltweit berühmte Romanfigur von Sven Regener, die sich nicht an einem Schäferhund vorbei traute“ (Kurth 2019: 33) kam in Kreuzberg an. Dass der Autor auf diesen spezifischen Text zurückgreift, stärkt und bestätigt den konventionellen Diskurs der Anthologie, dass die Westdeutschen nicht zu West-Berlin passten, wo Ratten, Tauben und Hunde einen großen Teil der Bevölkerung ausmachten. „Mit den zugewanderten Lehmannern kamen wir nicht unbedingt klar. Wir fanden, manche nutzen unsere Heimat als Wellnessoase und Aussteigerort [...]. Eigentlich war ihre Ankunft bereits ein Vorzeichen für das

Ende des alten Kreuzberges“ (ibid.: 33f). Es ist deutlich, wie die intertextuelle Referenz dazu beiträgt, den Diskurs aufrechtzuerhalten, dass West-Berlin für West-Berliner war. Es gibt jedoch auch ein Beispiel, in dem die Anthologie versucht, mit einem dominierenden Diskurs zu brechen. Indirekt wird durch den Titel „Wir Kinder von Kreuzberg“ (ibid.: 27) Fäden zu dem biografischen Buch von Christiane F. „Wir Kinder vom Bahnhof Zoo“ gezogen. Die Anthologie versucht mit ihren positiven Kindheitserinnerungen den Diskurs über West-Berlin als eine traurige Stadt zu verändern, in der sich Kinder durch Drogen und Prostitution selbst zerstörten. Durch diese indirekte intertextuelle Referenz versucht die Anthologie somit, einen neuen Diskurs zu generieren, der zu einer Transformation beitragen kann.

## 8.6. Die soziale Praxis

Inwiefern die in der Anthologie gefundenen Diskurse eine transformierende oder reproduzierende Wirkung auf die Diskursordnung über West-Berlin haben, beantwortet diese Masterarbeit nicht.<sup>22</sup> Trotzdem werden in diesem Abschnitt einige Annahmen über den Effekt der Diskurse vorgestellt. Basierend darauf, dass die Anthologie von ehemaligen West-Berlinern verfasst ist, um ihre Version von West-Berlin zu präsentieren, wie der Titel *Unser West-Berlin. Lesebuch von der Insel* betont, wird angenommen, dass die ehemaligen West-Berliner versuchen, einen positiven Eindruck von ihrer ehemaligen Heimat zu vermitteln. Gleichzeitig hebt der Titel in Form des Wortes *Lesebuch* auch hervor, dass es sich um kurze Texte handelt, was indirekt bedeutet, dass die Anthologie nur einen Einblick in einen Bruchteil der West-Berliner Mentalität bietet.

Es ist naheliegend anzunehmen, dass die Art und Weise, wie die AutorInnen durch die Anthologie das ehemalige West-Berlin mit vielen positiven Vokabeln beschreiben, einen Einfluss auf den ehemaligen West-Berliner Leser hat, der auf eine Reise in seine Vergangenheit geschickt wird. Der positive Diskurs über West-Berlin ist aller Wahrscheinlichkeit nach bewahrend, da der Leser höchstwahrscheinlich die gleiche Sicht auf die Stadt hat. Andererseits wird erwartet, dass die Diskurse zu einem sozialen Wandel bei den Lesern führen können, die vor Beginn des Lesens nur über ein begrenztes Wissen über West-Berlin verfügten. Die Anthologie

---

<sup>22</sup> Es wäre ideal gewesen, wenn es möglich gewesen wäre, sowohl ehemalige West-Berliner als auch ehemalige Westdeutsche die Anthologie lesen zu lassen, um sie anschließend interviewen zu können. Dies war jedoch aufgrund der begrenzten Zeit für das Verfassen der Masterarbeit nicht möglich.

bereichert daher die Leser mit neuem Wissen und einem tiefgreifenden Einblick in die West-Berliner Gesellschaft, weshalb die Diskurse transformierend sein müssen. Ob die Leser auf ihr neues Wissen reagieren und damit ihre Auffassung der Stadt verändern, ist unbekannt.<sup>23</sup> Schließlich wird auch davon ausgegangen, dass die West-Berliner AutorInnen den Wunsch haben, West-Berlin zu promovieren. Durch Promovierungsdiskurse in Form positiver Beschreibungen von West-Berlin wird nicht nur die kollektive Identität der West-Berliner konstruiert und gestärkt, sondern es wird auch versucht, die Haltung der Westdeutschen und anderer gegenüber der Stadt zu beeinflussen.

## 9. Diskussion

Anhand der Analyse der Erinnerungsdiskurse kann konstatiert werden, dass der Diskurs, den die West-Berliner West-Berlin zuschreiben, der alles überschattende Diskurs ist. Bedeutet dies jedoch auch, dass dieser Diskurs außerhalb der Anthologie dominiert? Es gibt Hinweise darauf, dass die West-Berliner und damit die Anthologie gegen einen allgemeinen Diskurs kämpfen, dass die Sehnsucht nach dem ehemaligen West-Berlin weniger berechtigt ist als die Sehnsucht nach der DDR. Die ostdeutsche Autorin, Jana Hensel, erklärt mit einiger Verbitterung, dass ihre ostdeutsche Generation mit der Wiedervereinigung gezwungen war, sich in eine fremde Kultur zu assimilieren, die sogar aus ihrem eigenen ursprünglichen Land entstand, während ihr westdeutsches Gegenstück nur kleine Änderungen vornehmen musste, wie sich daran zu gewöhnen, dass die Schokolademarke ihren Namen von Raider in Twix geändert hatte (Gremler 2007: 2). Thomas Brussig, ebenfalls ostdeutscher Autor ostreferenzieller Romane wie *Helden wie wir* (1995) und *Am kürzeren Ende der Sonnenallee* (1999) bestätigt die Ansicht Hensels: "Für sie [die Westdeutschen] ist das Heutige nur eine Verlängerung des Damaligen, das mehr oder weniger ungebrochen gültig ist" (Brussig 2001). Mit ebensolchen Diskursen versucht die Anthologie zu brechen. Es kann argumentiert werden, dass die Tatsache, dass Brussig der Meinung ist, dass es für die Westdeutschen und damit für die West-Berliner keinen Unterschied zwischen der Zeit vor und nach der Wiedervereinigung gibt, nicht die endgültige Wahrheit jedermanns ist. Aus der Analyse geht nämlich hervor, dass West-Berlin nicht nur zur Erweiterung der BRD

---

<sup>23</sup> Es kann schwierig sein zu messen, ob auf solche Diskurse reagiert wird, da die allgemeinen Leser ihr Verhalten trotz neuer Erkenntnisse wahrscheinlich nicht ändern werden. Wenn der Ausgangspunkt andererseits ein Diskurs ist, der z.B. die Bürger eines Bundeslandes dazu auffordert, Müll zu trennen, kann an der Handlung der Bürger gemessen werden, inwiefern der Diskurs eine transformierende Wirkung hat.

beitrug, sondern gleichzeitig sein einzigartiges Lebensgefühl im Biotop verlor. Es deutet jedoch darauf hin, dass die allgemeinen Erzählungen über die Wiedervereinigung West-Berlin in eine periphere Position bringen, was eine Verwunderung schafft, da West-Berlin gerade im Mittelpunkt der Ereignisse vom 9. November steht. Ohne West-Berlin hätte es keine glücklichen Trabi-Paraden gegeben, da die Wälder an der innerdeutschen Grenze nicht gerade zu solchen Festlichkeiten einladen (Thijs 2011).

Könnte diese periphere Position der Erinnerungen der West-Berliner in Verbindung mit den Erzählungen der deutschen Wiedervereinigung ein Ergebnis des dominanten Fokus auf die Integration der Ostdeutschen sein? Und ist die Sehnsucht der West-Berliner daher vernachlässigt und ignoriert worden? Ein Grund für die West-Berliner Absenz in den Erzählungen könnte die Tatsache sein, dass vieles aus West-Berlin mit der Vereinigung nicht verloren ging, sondern in das wiedervereinigte Berlin überging. Nach der Wiedervereinigung wurden zahlreiche stadtplanerischen Projekte implementiert, die schon vor der Wende in West-Berlin diskutiert und geplant wurden. Darunter die Renovierung des Reichstages und die Errichtung eines Holocaust-Mahnmals (ibid.), weshalb Linien von West-Berlin in die neue föderale Hauptstadt verlaufen. Ein weiterer Grund für die periphere Position wäre, wie das folgende Zitat indiziert, dass die West-Berliner ihre Sehnsucht sehr vorsichtig oder gar nicht zum Ausdruck gebracht haben. Vielleicht aus Angst, ihren eigenen Verlust hervorzuheben und damit als Opfer aufzutreten, während die DDR-Bürger auf dem Papier mit der Wiedervereinigung eigentlich größere Opfer brachten. "Im Westteil ist es nicht sonderlich opportun, sich zum «alten» West-Berlin zu bekennen oder dafür zu interessieren. Die Scheu ist groß, der Nostalgie für Torten im Café Kranzler und den Kurfürstendamm-Boulevard [...] verdächtigt zu werden" (Rott 2009: 8). Dass die West-Berliner versuchen, ihre Erinnerungen für sich zu behalten, führt zum Verlust der West-Berliner Perspektive, wenn die Geschichte des Mauerfalls und seiner Folgen geschrieben wird. Infolgedessen bleiben die Erinnerungen auf der kommunikativen Ebene. "West-Berlin mit seiner einmaligen Geschichte droht in seiner Gesamtheit einem Vergessen anheimzufallen, das einer «Vernichtung von Geschichte» [...] gleichkommt" (ibid.). Genau das versuchen die Anthologie und andere neupublizierte Erinnerungstexte zu verhindern. Es kann jedoch diskutiert werden, ob mit Emotionen verbundene Erinnerungen ein wahrheitsgetreues Bild der Vergangenheit vermitteln oder ob sie auf die gleiche Weise wie das Weglassen von Perspektiven zu einer Verzerrung der Vergangenheit beitragen. Erinnerungen sind nämlich eng mit dem Begriff

*Nostalgie* verbunden, weshalb ein erhöhtes Risiko für die Entstehung falscher Erinnerungen besteht, was auch in der Analyse vorgeführt ist.

Inwiefern diese in der Anthologie vorkommenden Erinnerungen brauchbar sind, hängt natürlich vom Zweck der Untersuchung ab. Für diese Masterarbeit, die die Erinnerungsdiskurse über West-Berlin untersucht, spielt es eine weniger bedeutende Rolle, ob die Erinnerungen vollständig wahrheitsgetreu sind, denn Authentizität ist für das Verständnis von *Nostalgie* nicht wichtig, indem *Nostalgie* als Spannung zwischen Vergangenheit und Gegenwart betrachtet wird. Es ist für diese Masterarbeit weitaus wichtiger, einen Unterschied zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart feststellen zu können, da ein solcher Unterschied zu einer nostalgischen Sehnsucht führen kann. Aber wozu kann der durch die Analyse gefundene hegemoniale Erinnerungsdiskurs verwendet werden? Könnten die positiven Erinnerungen an West-Berlin und damit der Begriff *Westalgie* eine Art Integrationsprozess sein, der dazu beiträgt, Identität durch ein Gefühl der sozialen Verbindung zu einer kollektiven Gruppe zu konstruieren und zu formen? Und könnte diese positive Assoziation mit der Vergangenheit illustrieren, dass die ehemaligen West-Berliner auf ihre eigenen Werte und Erinnerungen nicht verzichten wollen? Einiges deutet darauf hin, dass die Entstehung der *Westalgie* und damit der verstärkte Fokus auf die Erinnerungen der West-Berliner als eine Kompensation für die gegenwärtige Vertrautheitsschwunderfahrung<sup>24</sup> betrachtet werden kann. Der positive Erinnerungsdiskurs über West-Berlin hilft somit, die Erinnerungen am Leben zu erhalten und kann in dieser Weise den Verlust kompensieren.

Der Diskurs der Westdeutschen über West-Berlin ist dagegen indirekt von der Frage geprägt, ob überhaupt von *Westalgie* gesprochen werden kann. Denn wer sehnt sich nach einer sterbenden und verfallenden Stadt? Der Autor, Wolfgang Müller,<sup>25</sup> warnt auch vor falscher *Nostalgie*: „[...] er sehe keinen Anlass, sich selbst eine Stehdusche, Außentoilette oder Kachelofen zurück zu wünschen“ (Magenau 2014). Aber wie kann der Begriff *Ostalgie* in der deutschen Erinnerungspolitik anerkannt werden (Bach 2017), während *Westalgie*, wie hervorgeht, verworfen wird? Mit dem Ende des Kalten Krieges zerfiel nicht nur die DDR, sondern auch West-Berlin hörte auf zu existieren. Doch nur der Begriff *Ostalgie* hat Eingang gefunden. Liegt es daran, dass *Westalgie* der Norm und der heutigen BRD zu nahe ist und daher nicht

---

<sup>24</sup> Siehe eventuell die Begriffsklärung.

<sup>25</sup> Siehe Fußnote 17 für Informationen über Wolfgang Müller.

erinnerungswürdig ist? Die Empirie dieser Masterarbeit verdeutlicht jedoch, dass sich das ehemalige West-Berlin in einer Reihe von Punkten von Heutigem unterscheidet, was dazu führt, dass die ehemaligen West-Berliner unbewusst ein Gefühl der Unzufriedenheit verwenden, um die Vergangenheit und die Gegenwart zu vergleichen und somit eine Identität zu schaffen. Daher könnte auch argumentiert werden, dass *Westalgie* genauso gerechtfertigt ist wie *Ostalgie*.

## 10. Schlussfolgerung

Das Ziel dieser Masterarbeit war eine Untersuchung der Erinnerungsdiskurse über West-Berlin am Beispiel der Anthologie *Unser West-Berlin. Lesebuch von der Insel* (2019). Die Untersuchung wurde sowohl von Gedächtnistheorien als auch von der diskursanalytischen Methode geleitet, die beide auf die Empirie appliziert wurden.

Angesichts der Analyse der Erinnerungsdiskurse kann festgestellt werden, dass Erinnerungen an West-Berlin nicht nur archiviert werden, sondern auch in Form der Anthologie den ehemaligen West-Berlinern Zugang zu einem gemeinsamen Gedächtnis verschaffen. Der einzelne ehemalige West-Berliner ist nicht dazu imstande, ein Gedächtnis zu entwickeln oder sich die persönlichen Erinnerungen anderer anzueignen, aber in dem Versuch, sich ihnen zu nähern, kann er eine bestimmte West-Berliner Identität erreichen und stärken. Es kann konstatiert werden, dass die Sammlung individueller Erinnerungen der Anthologie über West-Berlin zusammen ein Gedächtnis bildet, das die ehemaligen West-Berliner teilen können. Des Weiteren lässt sich nach der Untersuchung der Erinnerungsdiskurse schlussfolgern, dass in der Anthologie überwiegend nur positive Erinnerungen über West-Berlin zu finden sind, weshalb der Leser einer gezielten Manipulation in Form der Selektion von Erinnerungen durch die AutorInnen ausgesetzt werden kann. Die Erinnerungen an West-Berlin stellen somit ein retuschiertes Bild der Vergangenheit dar und repräsentiert daher keine universelle Gültigkeit, sondern geben einen Einblick in die nostalgischen Erinnerungen der ehemaligen West-Berliner an ihre Heimat.

Durch die Analyse anhand der diskursanalytischen Begriffe Laclaus und Mouffes kann geschlussfolgert werden, dass die West-Berliner ihren Erinnerungen eindeutig einen positiven Wert beimessen und gleichzeitig durch ihre Wortwahl eine Distanzierung von Westdeutschland unterstreichen. Dieser in der Anthologie dominierende Diskurs wird jedoch durch einen weniger ausgeprägten Diskurs der Westdeutschen herausgefordert, der durch seine nicht emotionale

Involvierung gekennzeichnet ist. Aus der Analyse lässt sich feststellen, dass sich die Westdeutschen durch eine Reihe negativer Bedeutungszuschreibungen von West-Berlin ebenso von der Insel distanzieren lassen und eine Differenzkette zu der einseitigen, positiven Sicht deshalb feststellbar ist. Anhand der Untersuchung im Ganzen wird aber deutlich, dass die West-Berliner nicht nur gegen einen Gegendiskurs in der Anthologie, sondern auch gegen einen allgemeinen Diskurs außerhalb der Anthologie kämpfen, indem zum Ausdruck gebracht wird, dass eine nostalgische Sehnsucht nach dem ehemaligen West-Berlin aufgrund des geringeren Wandels weniger gerechtfertigt ist als eine Sehnsucht nach der DDR. Diese Masterarbeit über Erinnerungsdiskurse über West-Berlin entwirft jedoch ein Bild, dass die mit der Wiedervereinigung geschaffenen Veränderungen der West-Berliner Gesellschaft zwar nicht mit denen vergleichbar sind, die die ehemaligen DDR-Bürger durchmachen mussten, aber trotzdem dieselbe psychologische Wirkung haben, weswegen die nostalgische Sehnsucht der West-Berliner gleichermaßen aufrichtig und berechtigt sein sollte. Aus der gesamten Untersuchung kann nämlich konkludiert werden, dass der dominierende Erinnerungsdiskurs und damit die *Westalgie* den West-Berlinern einen gemeinsamen Standpunkt zu geben scheint, da die Anthologie es ermöglicht, sich kollektiv zu erinnern und damit sicherzustellen, dass die Erinnerungen noch präsent sind. Eine nostalgische Sehnsucht nach dem ehemaligen West-Berlin ist somit feststellbar.

Angesichts des dreidimensionalen Modells von Fairclough ist bekannt, dass Sprache zu sozialen Handlungen führt, die wiederum die Sprache formen. Diese vorliegende Masterarbeit befasst sich jedoch nicht mit der sozialen Praxis und kann daher nicht endgültig schließen, inwiefern die Erinnerungsdiskurse über West-Berlin reproduzierend oder transformierend sind. Weitere Forschung sollte sich deshalb vor allem teils auf eine empirische Untersuchung der sozialen Praxis konzentrieren, aber auch teils untersuchen, warum *Ostalgie* gerechtfertigter scheint als *Westalgie*.

## 11. Literaturverzeichnis

### 11.1. Primärliteratur

Austilat, Andreas et al. *Unser West-Berlin. Lesebuch von der Insel*. Berlin: Berlinica, 2019.

### 11.2. Sekundärliteratur

Adriansen, Inge. *Erindringssteder i Danmark. Monumenter, Mindesmærker og mødesteder*. København: Museum Tusulanums Forlag, 2010.

Assmann, Aleida. „Drei Formen von Gedächtnis“. In *Gedächtnis – Identität – Interkulturalität: Ein kulturwissenschaftliches Studienbuch*, herausgegeben von Andrea Horváth und Eszter Pabis, S. 15- 25. Budapest: Bölcsész Konzorcium, 2006.

Assmann, Aleida. *Erinnerungsräume: Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*. München: Verlag C.H. Beck, 1999.

Assmann, Jan. *Das kulturelle Gedächtnis – Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*. München: C. H. Beck, 1992.

Assmann, Jan. „Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität“. In *Kultur und Gedächtnis*, herausgegeben von Jan Assmann und Tonio Hölscher, S. 9-19. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1988.

Bach, Jonathan. *Die Spuren der DDR: Von Ostprodukten bis zu den Resten der Berliner Mauer*. Ditzingen: Philipp Reclam jun. Verlag, 2019.

Braun, Michael. *Wem gehört die Geschichte. Erinnerungskultur in Literatur und Film*. Münster: Aschendorff Verlag, 2013.

Brussig, Thomas. *Liebe zu Zeiten der Kohl-Ära*. Der Spiegel, 2001.

[LITERATUR : Liebe zu Zeiten der Kohl-Ära - DER SPIEGEL 5/2001](#) (Besucht am 25.11.20)

Cook, Roger F. “Recharting the Skies above Berlin. Nostalgia East and West” In *German Politics & Society* (2005), 39-57.

[https://www-jstor-org.zorac.aub.aau.dk/stable/23740910?seq=1#metadata\\_info\\_tab\\_contents](https://www-jstor-org.zorac.aub.aau.dk/stable/23740910?seq=1#metadata_info_tab_contents)

(Besucht am 07.07.20).

Duden. *Schlüsselkind*. Bibliographisches Institut GmbH, 2020.

[Duden | Schlüsselkind | Rechtschreibung, Bedeutung, Definition, Herkunft](#) (Besucht am 29.12.20).

Fairclough, Norman. *Discourse and social change*. Cambridge und Malden: Polity Press, 1992.

Floryan, Jan Jakob. *Springer-Pressen*. Den Store Danske, 2016.

<https://denstoredanske.lex.dk/Springer-pressen> (Besucht am 26.10.20).

Gremler, Claudia. “*But Somehow it Was Only Television*”: *West German Narratives of the Fall of the Wall in Recent Novels and their Screen Adaptations*. ResearchGate, 2007.

Greule, Albrecht. *Vom Satz zum Text*. Tübingen: Narr Francke Attempto Verlag, 2017.

Jørgensen, Marianne Winther und Louise Philips. *Diskursanalyse som teori og metode*. Frederiksberg: Roskilde Universitetsforlag, 1999.

Laclau, Ernesto und Chantal Mouffe. *Hegemony and Socialist Strategy*. London und New York: Verso, 1985.

Ludewig, Alexandra. *Screening Nostalgia. 100 Years of German Heimat Film*. Bielefeld: Transcript Verlag, 2011.

Magenau, Jörg. *Kein Grund zur „Westalgie“*. Deutschlandfunk Kultur, 2014.

[Literatur - Kein Grund zur "Westalgie" \(Archiv\) \(deutschlandfunkkultur.de\)](#) (Besucht am 08.12.20)

Müller, Felix. *Jetzt wächst zusammen, was zusammengehört*. Berliner Morgenpost, 2014.

<https://www.morgenpost.de/printarchiv/politik/article134144724/Jetzt-waechst-zusammen-was-zusammengehoert.html> (Besucht am 08.10.20)

Müller, Wolfgang. *Subkultur. West-Berlin 1979-1989*. Hamburg: Philo Fine Arts, 2013.

Niethammer, Lutz. *Kollektive Identität. Heimliche Quellen einer unheimlichen Konjunktur*. Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag, 2000.

O’Brien, Mary-Elisabeth. *Post-Wall German Cinema and National History. Utopianism and Dissent*. New York: Camden House, 2012.

Otto, Lene. *Erindringskultur*. Denstoredanske.dk, 2017.

<https://denstoredanske.lex.dk/erindringskultur> (Besucht am 20.07.20).

Plowman, Andrew. "Westalgie? Nostalgia for the "Old" Federal Republic in Recent German Prose." In *Seminar: A Journal of Germanic Studies* 40 (2004), 249-261.

Ricœur, Poul. *Gedächtnis, Geschichte, Vergessen*. München: Wilhelm Fink Verlag, 2004.

Rott, Wilfried. *Die Insel. Eine Geschichte West-Berlins 1948-1900*. München: Verlag C. H. Beck, 2009.

Sabrow, Martin. *West-Berlin als Erinnerungsort*. Öffentlicher Vortrag. Berlin: 2014.

[https://zzf-potsdam.de/sites/default/files/mitarbeiter/PDFs/sabrow/vortrag\\_martin\\_sabrow\\_west-berlin\\_als\\_erinnerungsort\\_gedaechtniskirche\\_berlin\\_4\\_12\\_2014.pdf](https://zzf-potsdam.de/sites/default/files/mitarbeiter/PDFs/sabrow/vortrag_martin_sabrow_west-berlin_als_erinnerungsort_gedaechtniskirche_berlin_4_12_2014.pdf)

(Besucht am 05.08.20).

Shortt, Linda. "Reimagining the West. West Germany, Westalgia, and the Generation 1978" In *Debating German Cultural Identity since 1989*. Herausgegeben von Anne Fuchs et al., S. 156-169. New York: Camden House, 2011.

Thijs, Krijn. *Der Mauerfall und das verlorene West-Berlin*. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, 2011.

[DA 7/2011 – Thijs: Der Mauerfall und das verlorene West-Berlin \(bpb.de\)](https://www.bpb.de/da/7/2011-1/thijs-der-mauerfall-und-das-verlorene-west-berlin) (Besucht am 07.12.20)

Warring, Anette. *Erindring og historiebrug. Introduktion til et forskningsfelt*. Temp. – Tidsskrift for Historie, 2011.

<https://tidsskrift.dk/temp/article/view/24845/21754> (Besucht am 21.07.20).

Warring, Anette. "Kollektiv erindring. Et brugbart begreb?". In *Erindringens og glemslens politik*, herausgegeben von Bernard Eric Jensen et al., S. 205-234. Frederiksberg: Roskilde Universitetsforlag, 1996.

Youngju, Lee. *Erinnerungspraktiken in der neuen Erinnerungsliteratur – „Erfundene Erinnerung“ in den Werken Im Krebsgang von Günter Grass und Austerlitz von W.G. Sebald*. Konstanz: Universität Konstanz, 2017.

[https://kops.uni-konstanz.de/bitstream/handle/123456789/40560/Lee\\_2--dkkzcjyudw7f7.pdf?sequence=3&isAllowed=y](https://kops.uni-konstanz.de/bitstream/handle/123456789/40560/Lee_2--dkkzcjyudw7f7.pdf?sequence=3&isAllowed=y) (Besucht am 07.09.20).